Nr. 218 — Jahrgang 14 | Einzelnummer 0,20 Zl. | Sonntag, den 22. September 1929

Volkswille

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 30. 9. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Regierungskrise in Oesterreich

Die Opposition der Christlichsozialen gegen die Heimatwehren — Polizeipräsident Schober der kommende Ministerpräsident — Die Verfassungsreform kommt — Gegen die Revolutionsgerüchte

Wien. In allen politischen Kreisen Wiens rechnet man mit der Möglichkeit, zum Teil sogar mit der sehr großen Wahrscheinlichkeit einer nahen bevorstehenden Regierungskrise in Oesterreich. Ein Anlaß dazu könnte sich schon in den nächsten Tagen infolge der bekannten Schwierigkeiten innerhalb der christlich-sozialen Partei finden. Mit einiger Spannung wird die Vorstandssitzung der Wiener christlich-sozialen Parteiorganisation, die von dem Arbeiterführer Kunschak geleitet wird, erwartet. Man muß damit rechnen, daß Kunschak ebenso wie auf der Reichstagung der Christlichen Gewerkschaften seine schroffe Oppositionsstellung gegen die Heimwehren und damit gegen einen Teil der eigenen Partei beibehalten und vielleicht noch stärker unterstreichen wird. Das kann auch für die Regierung nicht gleichgültig sein, die mit ihrem Verfassungsentwurf schließlich zwischen zwei Feuer geraten könnte.

Schon jetzt beschäftigt man sich mit der Frage, welche Männer dazu bestimmt sein könnten, die neue Regierung zu bilden. Als überparteilicher Kandidat, der fast auf allen Seiten großes Vertrauen besitzt, gilt der Polizeipräsident und frühere Bundeskanzler Johann Schober. Im übrigen ist die Atmosphäre ruhig geworden. Die Sozialdemokratie stellt jetzt weitgehende Zugeständnisse in der Verfassungsfrage in Aussicht. Die ihr im allgemeinen nahestehende Mittagszeitung „Die Stunde" ging bereits soweit, den Verfassungsentwurf des Landbundes als erörterungsfähig zu bezeichnen. Auch die Heimwehren vermeiden jede Art von Kundgebung, die als Drohung aufgefaßt werden könnte. Die bevorstehenden Kundgebungen werden zweifellos ruhig verlaufen und kaum irgendwelche Ueberraschungen bringen. Der Schwerpunkt der Ereignisse ist bis auf weiteres in das Parlament verlegt.

Einbringung einer Verfassungsreform im Nationalrat

Wien. Wie zu den Beschlüssen des Ministerrates weiter mitgeteilt wird, werden am nächsten Donnerstag dem Nationalrat noch nicht alle Entwürfe der Verfassungsreformgesetze vorgelegt werden. Die Teile über die Ständekammer und über die Reform des Wahlrechtes des Abgeordnetenhauses werden noch zurückgestellt. Sie sollen erst später vorgelegt werden, wenn die Parteien dazu Stellung genommen haben.



Weiterer Kehraus in Rußland

Der stellvertretende Finanzkommissar der Sowjetunion, Frumkin, ist auf Grund eines Beschlusses des Zentralexekutivkomitees seines Amtes enthoben worden. Frumkin hatte als offizieller Sprecher der Rechtsopposition Kritik an der Agrarpolitik und an der beschleunigten Durchführung des Industrialisierungsprogramms geübt.



Der Regierungsblock will verhandeln

Oberst Slawek revidiert sich — Vom Knochenbrecher zum Verständigungspolitiker

Warschau. Der Führer des Regierungsblocks im Sejm, Oberst Slawek, hat gestern an die Präsidiums der Sejmklubs ein Schreiben gerichtet, in welchem er zu einer Konferenz einladet, welche sich mit den eingelaufenen Verfassungsprojekten beschäftigen soll. Bekanntlich hat der Regierungsblock seine famose Verfassungsänderung bereits dem Sejm überwiesen, welche sich in der Verfassungskommission befindet. Neben den Anträgen des Regierungsblocks hat aber auch die P. P. S. in Gemeinschaft mit der radikalen Bauernpartei und der Wyzwoleniegruppe ein Projekt eingereicht, sowie der Nationaldemokratische Klub. Mit Rücksicht auf die kommende Sejmsession, in welcher nun die Projekte diskutiert werden sollen, will der Führer des Regierungsblocks eine gewisse Form schaffen, auf welcher die Diskussion besser von statten gehen soll.

Führer des B. B.-Klubs ist Herr Oberst Slawek, der Vertrauensmann Pilsudskis, mit welchem er im Verlauf des Donnerstag eine Konferenz hatte. Wie noch bekannt sein dürfte, war es Herr Slawek, der in einer Lodzer Rede gegenüber der Opposition ankündigte, daß die Verfassungsreform durchgeführt wird, ob die Abgeordneten wollen oder nicht. Und sollten sie Widerstand leisten, dann ist es immerhin besser einigen dieser Abgeordneten die Knochen zu brechen, bevor man Maschinengewehre auf die Straße auffahren läßt. Nun scheint Herr Oberst Slawek mit Rücksicht auf die kritische Situation vom Knochenbrechen abgekommen zu sein und bittet die Sejmklubs zur Entsendung von Vertretern zu einer Besprechung, die am 28. bis 30. September stattfinden soll. Herr Oberst Slawek revidiert sich! Ob zum Vorteil, ist eine andere Frage.

Pilsudski wird antworten

Warschau. Die Regierungspresse bringt heut die Ankündigung, daß sie in der Sonntagsnummer einen Artikel des Marschalls Pilsudski veröffentlichen wird. Pilsudski will einen allgemeinen Ueberblick über die politische Lage geben, bezw. sich zu ihr äußern. Auf diesen Artikel kann man wirklich gespannt sein.

Ende der litauischen Diktatur?

Der überraschende Sturz des wahnsinnigen Diktators Woldemaras wird nicht nur von der litauischen Bevölkerung lebhaft begrüßt werden, sondern auch alle Friedensfreunde werden mit Genugtuung aufatmen, daß ein verbrecherisches Regime ein Ende gefunden hat. Leider kann man noch nicht sagen, daß der Kurs ein Ende findet, der in letzter Zeit in Litauen an der Tagesordnung war, denn der neue Ministerpräsident hat die Politik des Diktators gebilligt und derjenige, der den Staatsstreich mit verursacht hat, der gegenwärtige Staatspräsident Smetona, hat bloß die Kreaturen ausgewechselt, die da litauische „Staatspolitik" betreiben. In Litauen konnte man studieren, was eigentlich Diktatur heißt. Dieses Land, kaum 2½ Millionen Einwohner, erhielt sich seit Jahren nur noch mit Gewalt, Terror, Feldgerichten, Massenverhaftungen, Vertreibungen der Besten des Volkes und mit dem Schrei eines Unrechts durch angeblich okkupiertes Gebiet, mit dem Wilnaland als Köder für seine Außenpolitik. Man war so groß, das Wilnaland, welches im polnischen Besitz ist, als Hauptland Litauens zu erklären und in der Verfassung selbst Wilna als die Hauptstadt Litauens zu bezeichnen. Und alle, die da der Meinung waren, daß zunächst eine Verständigung mit Polen erfolgen müsse, wurden den Feldgerichten überliefert und soweit sie nicht fliehen konnten, wurden sie einfach von blutgierigen Soldateskas verschlungen, deren Kugeln stets sehr locker im Gewehrlauf steckten, denn so will es das Gesetz, welches Litauen vor dem Umsturz behüten sollte.

Und alle die Gewaltmaßnahmen gegen den inneren Feind konnten nicht verhindern, daß die Massen immer ungeduldiger wurden, daß der Diktator immer mehr an Vertrauen verlor und schließlich von demselben Smetona einfach beiseite geschoben wurde, der einst den kleinen politischen Professor zu seinem Diktator berief. Wenn an den Händen Woldemaras Blut klebt, so ist der heutigen Staatspräsident für jede seiner Handlungen mit verantwortlich und Litauen wird erst wieder aufatmen können, wenn auch dieser Schurke und seine Kreaturen verschwinden. Denn leicht ist es möglich, daß zwar die Männer im Kabinett wechseln, aber daß das System bleibt. Wenn irgendwo, so hat es der kleine Professor Woldemaras verstanden, das Maul so groß aufzureißen, wie sein vergötterter Vorkämpfer des Faschismus, Mussolini. Nur steht hinter Mussolini ein Faktor, ein vierzig Millionen Volk, während Woldemaras über ein Land gebietet, welches kaum einer preußischen Provinz gleichkommt. Keine Verfassungsänderung mit noch so nationalistischen Zielen konnte an der Tatsache ändern, daß das Volk dieses Systems überdrüssig wurde und nun hängt es davon ab, ob die neuen Männer genügend Courage haben, einen Kurs einzuschlagen, der von Verbrecherpraktiken zur Ordnung und Ruhe führt, in einem Lande, dessen Wirtschaft gerade dieser beiden Momente am meisten bedarf.

Die Zollfriedenskonferenz kommt

Einberufung noch im Januar 1930 — Der Zollwaffenstillstand innerhalb 3 Jahren

Genf. Der die wirtschaftspolitischen Fragen bearbeitende Ausschuß des Völkerbundes nahm am Freitag einstimmig die von Dr. Breitscheid als Berichterstatter vorgelegte Entschließung an, die die Einberufung einer internationalen Tagung zur Annahme eines Zollwaffenstillstandes vorsieht. Die weiteren Verhandlungen für die Senkung der europäischen Zolltarife sollen nunmehr in folgenden vier Stufen verlaufen:

1. Die Vollversammlung des Völkerbundes fordert unverzüglich durch den Generalsekretär sämtliche Mitglieds- und Nichtmitgliedsstaaten bis zum 31. Dezember auf, mitzuteilen, ob sie bereit sind, an einer Tagung teilzunehmen, die einen Zollwaffenstillstand ausarbeiten soll. Ein derartiges Abkommen soll vorsehen, daß sich die Regierungen während eines Zeitraumes von zwei bis drei Jahren verpflichten, ihre Schutzzolltarife nicht weiter zu erhöhen, sowie keine neuen Schutzzölle oder Einschränkungen des Handels zu schaffen. Der Wirtschaftsausschuß des Völkerbundes wird beauftragt, unverzüglich einen Vorentwurf für den Waffenstillstand als Grundlage der Verhandlungen auszuarbeiten.

2. Der Völkerbund beschließt auf Grund der Mitteilungen der Regierungen über die endgültige Einberufung der Tagung die möglichst Ende Januar 1930 stattfinden soll. Der Generalsekretär soll alle Maßnahmen treffen, um die Durchführung der Tagung zu sichern.

3. Die Vollversammlung empfiehlt, unverzüglich nach Abschluß des Zollwaffenstillstandes Verhandlungen über die endgültige Senkung der Zolltarifmauern aufzunehmen.

4. Die Einberufung einer weiteren diplomatischen Tagung, die von den im Laufe von zwei bis drei Jahren stattgefundenen Verhandlungen Kenntnis nimmt, sie prüft und vervollständigt. Zu dieser Tagung sollen sämtliche Staaten eingeladen werden.

Dieser Bericht, der ausdrücklich hervorhebt, daß eine gewisse Zahl von Staaten an der Zollfriedenstagung nicht teilnehmen wird, wurde vom Ausschuß angenommen. Er geht nunmehr an die Vollversammlung des Völkerbundes zur endgültigen Annahme. Die Einladungen an die Regierungen zu der Tagung sollen möglichst gleich nach Abschluß der Vollversammlung herausgehen.

Tschiangkaischek über den russisch-chinesischen Konflikt

Peking. Nach einer Meldung aus Nanking gab Tschiangkaischek am Freitag eine Erklärung über die Stellung der Nankingregierung zum russisch-chinesischen Konflikt ab. Er wies darauf hin, daß die Regierung überzeugt sei, daß nunmehr eine Beilegung des Konfliktes fast aussichtslos geworden sei. Die der Nankingregierung übermittelten russischen Vorschläge beweisen, daß die Moskauer Regierung kein Interesse für die Wiederherstellung normaler Beziehungen zur chinesischen Republik habe. Die Nankingregierung werde selbstverständlich weiter versuchen, die Streitfrage beizulegen und erneut eine russisch-chinesische Konferenz in Vorschlag bringen. Er hofft, daß Japan, das bisher eine neutrale Haltung eingenommen habe, eingreifen und die Kriegsgefahr im Fernen Osten beseitigen werde.

Daß die Diktatur in Litauen werden konnte, war Mitschuld der Linkskreise, die dem Spiel des Militärs und der Aufständischen allzulange zugesehen hatten. Eines schönen Tages wurden die Militärs wild, unter Führung des gegenwärtigen Staatspräsidenten wurde der Staatsstreich vollzogen, das Parlament auseinandergejagt und nun begann das blutige Regime des Professors Woldemaras. Die Opposition wurde nach dem Auslande vertrieben, setzte sich naturgemäß im Wilnalande fest, war noch der Ansicht, daß ein Putsch an den vollzogenen Tatsachen etwas ändern werde. Der Putsch von Tauroggen mißlang, der Führer der Emigration, der vor kurzem verhaftete Pleschkaitis, wurde als Führer durch die Emigration abgelehnt, wiederholte Terrorakte mißlangen infolge der Spitzelwirtschaft, aber die Lage im Lande verschärfte sich zusehends. Wie schon oben erwähnt, konnte sich der kleine Diktator gegenüber Polen eines sehr gewaltigen Maulwerks halten, immer wieder wollte er das Wilnaland Litauen zurückbringen und so hielt er sich als Nationalheld, als Feind in Osteuropa, ein Friedensstörer, dem schließlich auch die Emigration zu seiner Gewaltpolitik die Waffen lieferte. Das letzte Hängegesetz zum Schutz der Republik oder besser zur Verewigung der Diktatur verbot sogar die Einfuhr von Druckschriften, die Feldgerichte waren die einzige „Rechtsinstitution" und die ständigen Mißerfolge in Wirtschaft, Außenpolitik und dem inneren Wirrwarr erzeugten schließlich Differenzen innerhalb des litauischen Kabinetts, die jetzt zur Absetzung des Diktators führten. Es war kein Geheimnis, daß sich Woldemaras nur mit Mühe hält, und daß sein Regime nur auf Intrigen im Lande selbst aufgebaut war. Man sprach schon vor Monaten von einem neuen Kurs, der den Ausgleich zwischen den einzelnen Parteigruppen bringen sollte, aber statt des Ausgleichs kamen immer mehr neue Terrorakte der Regierung, der Kriegsminister mußte weichen, man lieferte ihn als Spion aus, bis jetzt das Schicksal den Diktator selbst ereilte. Aber damit ist noch nicht das Ende der Diktatur erreicht. Man muß sich vergegenwärtigen, daß das seinerzeitige christlichdemokratische Kabinett gestürzt wurde, weil es vollkommen auf Korruptionen aufgebaut war und der Schützer war der gegenwärtige Staatspräsident Smetona. Wird er bereit sein, einen Ausgleich mit den Volkssozialisten und den Sozialdemokraten zu suchen und wird es möglich sein, daß die Emigranten heimkehren, deren Ziel in die Tausende steigt, das ist eine Frage, die erst der neue Kurs beantworten soll.

Es ist gewiß leichter, einen Diktator zu stürzen, als die Diktatur abzubauen. Denn jede Diktatur hält sich nur durch Korruption und durch eine Anzahl Speichellecker, die von den Posten und Pöstchen zu entfernen, eben wegen der früheren gesetzwidrigen Verbrechen außerordentlich schwer wird. Der neue Ministerpräsident Tubelis ist auch nicht der Mann, der ein neues System bringen kann und so ist zu erwarten, daß das litauische Volk noch ein Meer von Blut wird überschreiten müssen, bevor die letzten Spuren der Diktatur verschwinden werden. Gewiß, es scheint um die Diktatur sehr schlecht ausgesehen zu haben, wenn einfache Differenzen einen so gewaltmäuligen Professor von heut auf morgen hinweggefegt haben. Denn der Staatspräsident Smetona ist gewiß nicht eine starke Persönlichkeit, sondern auch nur der Geschobene des Militärs. Und was Militärs in der Politik bedeuten, das hat man sich anderwärts nie zum Muster genommen. Aber der Bluthund Woldemaras ist weg und er wird wohl den kommenden Männern ein warnendes Beispiel sein, den Bogen nicht zu überspannen. Die nächste Zeit wird lehren, ob man sich entschließt, die Tausenden von Gefangenen zu amnestieren, die Feldgerichte einzustellen und die Verfassung zu achten. Wie anderwärts, so haben auch die kleinen und großen Diktatoren, die Militärs nach Aenderung der Verfassung geschrien. Sie ist willkürlich unter großem Pomp diktiert worden, das Chaos hat sie indessen nicht verhindern können. Ein warnendes Beispiel für alle die, die da auch heut noch nach den verschiedensten Mißgriffen nach dem starken Mann rufen, der jeweils die Rettung des „Vaterlandes" vollziehen soll. Woldemaras hat es versucht, der Scherbenhaufen, der nach ihm blieb, reizt nicht zur Nachahmung.

Noch ist das litauische Volk nicht frei, aber am Horizont zeigt sich die Morgenröte einer neuen Zukunft. Es hat die Leiden der Diktatur ertragen, hat die besten seiner Söhne nach dem Auslande fliehen sehen, die neuen Männer müssen mit den Ereignissen rechnen und anerkennen, daß der Weg des Aufbaus nur mit dem Volk durch Demokratie möglich ist. Eine Lehre für alle die, die noch immer nach Führern rufen. —U.



70. Geburtstag von Elisabeth Böhm-Lamgarben

Frau Elisabeth Böhm-Lamgarben, die Präsidentin des Reichsverbandes deutscher landwirtschaftlicher Vereine, feiert am 27. September ihren 70. Geburtstag. Frau Böhm hat im Jahre 1898 in Ostpreußen, wo sie als Gutsbesitzerin wirtschaftete, den ersten landwirtschaftlichen Hausfrauen-Verein gegründet. Heut umfaßt der Reichsverband, an dessen Spitze sie steht, mehr als 1750 Vereine. Der Reichsverband wird am Geburtstag seiner Präsidentin eine große Tagung in Königsberg abhalten.

Polen gegen die englischen Abrüstungsvorschläge

Graf Bernstorff gegen polnische Anschuldigungen

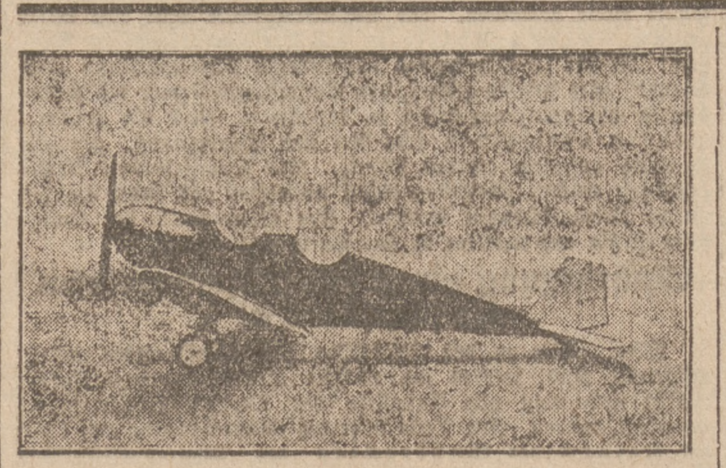
Genf. Die durch den Vorstoß Lord Robert Cecils in der dritten Kommission der Völkerbundsversammlung aufgerollte große Aussprache über die Abrüstungsfrage wurde nach den gestrigen Erklärungen der Großmächte heute weiter fortgesetzt.

In weitgehendem Maße unterstützte dann der Vertreter Kanadas den englischen Standpunkt. Er erklärte, man müsse endlich den Mut und die Offenheit finden, in der Abrüstungsfrage Fortschritte zu erzielen, um zu einem praktischen Ergebnis zu gelangen.

Dagegen traten die Vertreter Polens und Südslawiens der englischen Auffassung schroff entgegen. Der polnische Vertreter, Sokal, richtete seinen Angriff in der Form ausschließlich gegen Deutschland und erklärte, Graf Bernstorff versuche ein zweideutiges Verfahren vorzuschlagen. Er wolle die Minderheit, zu der er in der Abrüstungskommission gehöre, in eine Mehrheit des Abrüstungsausschusses der Vollversammlung verwandeln. Graf Bernstorff berufe sich auf die öffentliche Meinung seines Landes, man müsse jedoch die öffentliche Meinung der ganzen Welt berücksichtigen. Den Vorschlag Lord Robert Cecils lehne die polnische Regierung ab.

Graf Bernstorff, der Vertreter Deutschlands im Abrüstungsausschuß der Völkerbundsversammlung, erklärte ausdrücklich, er habe keineswegs, wie der Vertreter Polens behauptete, radikale Vorschläge gemacht, sondern lediglich den Vorschlag der englischen Regierung unterstützt. Die Ausführungen, die der Vertreter Polens an ihn gerichtet habe, wären wohl eigentlich an die Adresse des Vertreters von England gerichtet gewesen. Vielleicht habe aber der polnische Vertreter besondere Gründe gehabt, den Vertreter Deutschlands zu kritisieren. Er werde selbstverständlich alle Vorschläge unterstützen, die eine wahre Herabsetzung des gegenwärtigen Rüstungsstandes zum Gegenstand haben. Die bisherigen Verhandlungen der Abrüstungskommission wären in keiner Weise befriedigend. Die Abrüstungskommission habe vier Jahre getagt und völlig versagt, und es sei selbstverständlich, daß man auch denjenigen Staaten, die in der vorbereitenden Abrüstungskommission nicht vertreten wären, während der Vollversammlung Gelegenheit gebe, zu den großen grundsätzlichen Fragen der Abrüstung Stellung zu nehmen. Die bevorstehende Weltabrüstungskonferenz, von der soviel gesprochen würde, könnte nach dem heutigen Stande der Dinge nur zu einem Stillstand der Rüstungen, nicht aber zu einer Herabsetzung des allgemeinen Rüstungsniveaus führen. Graf Bernstorff bemerkte sodann, **er wäre durchaus bereit, gemeinsam mit den Vertretern Polens eine Reise um die Welt anzutreten, um die Stellungnahme der öffentlichen Meinung in der Abrüstungsfrage festzustellen.** Er fürchte jedoch, man werde auf den Mond gehen müssen, um ein Volk zu finden, das mit den bisherigen Arbeiten der Abrüstungskommission des Völkerbundes zufrieden sei.

Die allgemeine Aussprache über die grundsätzlichen Fragen der Abrüstung wird am Sonnabend noch weiter fortgesetzt werden. Der Standpunkt der englischen Regierung hat in der heutigen Verhandlung die Zustimmung einer großen Zahl von Staaten gefunden, jedoch zeichnet sich noch keine einheitliche Mehrheit ab, so daß das endgültige Schicksal des englischen Antrages heute noch nicht feststehen dürfte.



Flugzeugabsturz in Schneidemühl

Am 19. September stürzte ein Messerschmitt-Leichtflugzeug (von dem hier gezeigten Typ), das sich auf einem Propagandaflug durch Deutschland befand, bei Schneidemühl infolge Aussetzens des Motors ab. Ein Fluggast wurde sofort getötet. Der Pilot erlag kurz darauf seinen schweren Verletzungen.

Woldemaras will keinerlei staatliche Dienste mehr übernehmen

Kowno. Die volkssozialistische „Lietuvos Zinios" gab am Freitag Nachmittag ein Extrablatt heraus, das Aufsehen erregende Erklärungen des Ministerpräsidenten Woldemaras gegenüber einem Vertreter des Blattes enthält. Woldemaras erwiderte auf die Frage, ob er in dem neuen Kabinett einen Ministerposten übernehmen werde: „Ich muß auf das entschiedendste erklären, daß ich fortab keinerlei staatliche Dienste, sei es im In- oder Ausland, übernehmen werde. Diese meine Haltung ist unumstößlich."

Auf die Frage, was er in Zukunft zu tun gedenke, erklärte der frühere Ministerpräsident, er müsse sich zunächst nach einer anderen Wohnung umsehen.

*

Kowno. Obwohl über die Ursachen, die zum Rücktritt des Kabinetts Woldemaras geführt haben, in amtlichen Kreisen noch strengstes Stillschweigen bewahrt wird, gewinnt doch die Annahme, daß der Anlaß zur Regierungskrise in einem Konflikt innerhalb des Kabinetts zu suchen ist, immer mehr an Boden. Besonders stark scheinen die Gegensätze zwischen dem Innenminister und Woldemaras zu sein. Da eine Ueberbrückung der Gegensätze nicht möglich gewesen ist, hat der Staatspräsident von seinem verfassungsmäßigen Recht der Auflösung der Regierung Gebrauch gemacht. In gut unterrichteten Kreisen verlautet, daß der mit der Neubildung beauftragte Finanzminister Tubelis das Ministerpräsidium übernehmen wird.

Wieder eine Führerclique in der KPD. abgesägt

Das Organ der Brandler-Gruppe, „Gegen den Strom", schreibt: „Noch vor wenig mehr als einer Woche hat der nach der stillschweigenden Versenkung des „historischen Führers" Thälmann maßgebende Hermann Remmele mit eiserner Stirn die Cliquenkämpfe im Schoß der „eisernen bolschewistischen Kohorte" abgeleugnet. Jetzt erfahren wir aus zuverlässiger Quelle, daß die führende Garnitur der Berlin-Brandenburger Parteiorganisation, Pieck, Pfeiffer, Beutling, Kasper usw. abgesägt wurde.

Der bisherige Gewerkschaftsleiter von Berlin, Beutling, arbeitet bereits seit Mittwoch, den 18. September, im Bund der Freunde der Sowjetunion. Hänschen Pfeiffer, der bisherige Generalstaatsanwalt der Berlin-Brandenburger Organisation, soll nach Moskau ins Organisationssekretariat. Pieck soll künftig die Kommunal-„Politik" der Partei in Berlin machen, während der „rühmlich" bekannte Gewerkschaftsspalter Walter Ulbricht Pol-Leiter von Berlin werden soll."

Eine Sitzung des Saarausschusses

Berlin. Wie der „Vorwärts" meldet, findet am Montag in der Stadthalle in Heidelberg eine Sitzung des Saarausschusses mit den Vertretern der Reichs- und Länderministerien unter Anwesenheit des Führers der deutschen Delegation für die deutsch-französischen Saarverhandlungen, des Staatssekretärs z. D. von Simson statt. Gegenstand der Tagesordnung ist eine Aussprache über die bevorstehenden deutsch-französischen Saarverhandlungen und die Beteiligung der Saar an diesen Verhandlungen. Die deutsche Delegation für Paris wird bei diesen Beratungen zum ersten Male vollständig versammelt sein und ihre Ergänzung durch die saarländischen Sachverständigen erfahren.

Um die Angleichung des Völkerbund-Paktes an den Kelloggpakt

Genf. Der ursprünglich englische Antrag, den Völkerbundsapkt mit dem Kelloggpakt in Uebereinstimmung zu bringen, und die Artikel des Völkerbundspaktes, die die Möglichkeit eines Krieges offen lassen, in der Richtung des Kelloggpaktes abzuändern, wurde im Rechtsausschuß des Völkerbundes dahin umgestaltet, daß jetzt zunächst ein Sonderausschuß von 11 Mitgliedern vom Rat eingesetzt werden soll, der einen besonderen Bericht darüber erstatten soll, welche Abänderungen an den einzelnen Artikeln des Völkerbundspaktes notwendig sind, um ihn mit dem Kelloggpakt in Uebereinstimmung zu bringen. Der Ausschuß wird im ersten Vierteljahr 1930 zusammentreten. Die endgültige Entscheidung soll die nächste Vollversammlung fällen.

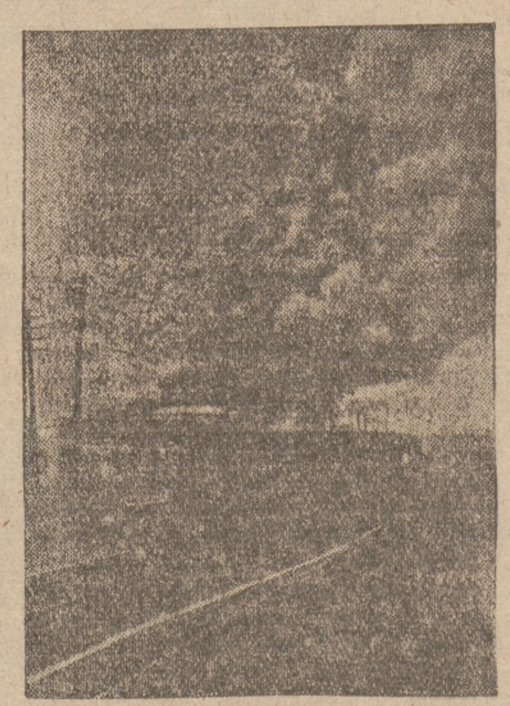
Kommunistenversammlung in Haifa ausgehoben

25 Verhaftungen.

Jerusalem. Der Sonderberichterstatter der Telegraphen-Union meldet: In Haifa überraschte die Polizei eine geheime Kommunistenversammlung. Sämtliche Teilnehmer an der Versammlung wurden verhaftet. Insgesamt wurden 25 Zwangsgestellungen vorgenommen. Bei der näheren Untersuchung des Versammlungslokals wurden eine Menge Kampfaufrufe gegen den Zionismus und gegen England gefunden.

Abschluß der Völkerbundarbeiten am nächsten Mittwoch

Genf. Das Präsidium der Völkerbundsversammlung hat am Freitag den dringenden Wunsch nach einem beschleunigten Abschluß der Konferenzarbeiten ausgesprochen. Dieser Wunsch ist den Vorsitzenden aller Ausschüsse übermittelt worden. Das Präsidium hat Vorbereitungen getroffen, um die Vollversammlung am nächsten Mittwoch gleichzeitig mit dem Rat abzuschließen. Am Sonnabend nachmittag findet eine neue Vollversammlung statt, in der die von den Ausschüssen angenommenen Berichte und Entschließungen genehmigt werden sollen.



Riesenölbrand in Hull

Ein sehr großes englisches Oellager in der Stadt Hull geriet vor einigen Tagen in Brand. Die Feuerwehr hatte die größte Mühe, den Brandherd auf den einen, etwa zwei Millionen Liter [illegible] Tank zu beschränken. — Die Aufn[illegible] [illegible]nenden Oelbehälter.

Erobert die Kommunen!

Unter normalen Verhältnissen rufen Wahlen innerhalb der Bevölkerung ein Gefühl staatsbürgerlicher Verantwortung hervor. Man wird dies von der Ausschreibung der Kommunalwahlen in der Wojewodschaft Schlesien kaum behaupten können. Die Art der Durchführung der Wahlen oder besser die Festsetzung von drei verschiedenen Wahlterminen und noch hinzu die Ausschaltung einer Reihe von Gemeinden von den Wahlen, lassen Vermutungen aufsteigen, die man nur als „Angst vor der eigenen Courage" bezeichnen kann. Aber wer hinter die Kulissen zu blicken gewohnt ist, was man ja leider seit Jahren bei uns tun muß, der weiß, daß diese Art von Wahlen gewisse Proben für die Zukunft nachweisen sollen und es kann uns auch noch die Ueberraschung zuteil werden, daß sie nach der ersten Probe am 24. 11. im teschener Teil der Wojew. für Polnischoberschlesien abgeblasen werden. Ein solches Ereignis haben wir ja bereits einmal bei der Volkszählung erlebt und es ist besser, daß man sich auf Ueberraschungen immer gefaßt macht, ehe man selbst vom Ereignis überrascht wird.

Wir Sozialdemokraten sind gewohnt, Wahlen als einen Zahltag für das bisherige Regime zu betrachten. Und der Ruf nach der Einheitsfront aller Polen läßt erkennen, daß man im Kreise unserer moralischen Sanierer ein recht unruhiges Gewissen hat. Mit der Einheitsfront will man nur die eigene schlechte Wirtschaft verdecken und will mit nationalistischen Phrasen von der Rettung des Polentums in der Wojewodschaft klar machen, daß es eine große Gefahr gibt, die Kraft des Deutschtums, welches man in so viel Reden bereits als nicht existierend hingestellt hat. Die Träger der Wojewodschaftspolitik haben sich also in der Wahlausschreibung ein System zurecht gelegt, welches beweisen soll, daß das Deutschtum durch starke Hand vernichtet, Renegaten ins Lager der Allmutter Polen zurückgeführt worden sind. Wir haben an dieser Stelle wiederholt dargelegt, daß wir abseits aller nationalistischen Bestrebungen stehen. Aber gegen Fälschungen, die geplant werden, müssen und werden wir uns mit aller Energie wehren, mag der Kampf, der uns auferlegt wird, auch noch so große Opfer von uns fordern.

Die Wojewodschaft hat die Wahlen in drei Etappen eingeteilt. Erstmalig am 24. November im teschener Teil der Wojewodschaft mit überwiegender polnischer Bevölkerung und hat dazu noch die zwei deutschen Städte mit ausschlaggebender deutscher Bevölkerung, Bielitz und Teschen, von diesen Wahlen einstweilig ausgeschaltet. Dann wählen am 8. Dezember die Landgemeinden in Ostoberschlesien, wieder werden die Städte und eine Reihe deutscher Gemeinden ausgeschaltet, um bei zweitem Wahlausgang zu melden, welche imposante polnische Stimmenzahl erreicht worden ist. Und nun folgen am 15. Dezember die Städte in Ostoberschlesien, wo sich im Ausland um den Wahlausgang kein Teufel mehr kümmert, ein Wahlfeldzug, der dem heutigen System alle Ehre macht. Man muß schon entschuldigen, wenn wir diese Dinge so darstellen, man will auch mit diesen Wahlen nachweisen, daß sich der Kurs der starken Hand in der Wojewodschaft bewährt hat. Uns kann das nicht imponieren und die Erfolge werden uns an der Tatsache selbst nicht täuschen, denn wir wissen recht wohl, um was es geht. Es soll im Ausland gezeigt werden, daß das Deutschtum im Schwinden begriffen ist, um später bei den Minderheitsforderungen besseres Material zu haben, nachdem die Genfer Konvention in ihrer heutigen Durchführung doch nur ein Fetzen Papier ist.

Der Wojewode hat mit seiner Einheitsfront wenig Glück gehabt. Soweit man heut übersehen kann, ist der Ruf nach der Einheitsfront recht wohl als eine Angstparole der heutigen Machthaber erkannt worden und gerade diejenigen, die ein Anrecht haben, zu sagen, daß sie für Polen immer standen, gehen selbständig zu diesen Wahlen vor, um zu beweisen, daß das Volk dieses Regime in der Wojewodschaft Schlesien ablehnt. So wird Korfanty mit seiner katholischen Rattenfängerei vorgehen, die Nationale Arbeiterpartei geht selbständig und wird wahrscheinlich die Listen mit Korfanty binden, die Sanacja wird mit verschiedenen Wirtschaftsbünden auftreten, die sie retten sollen und man wird auch ins Lager der Deutschen werbende Blicke werfen, zumal man sich ja für Wahlzwecke eine Mißgeburt im Kultur- und Wirtschaftsbund schuf, der eine Sprengung des deutschen Lagers herbeiführen sollte.

Unsere polnischen Genossen haben bereits eine klare Entscheidung getroffen und beschlossen, selbständig vorzugehen, zu beweisen, daß keine Sprengungspolitik irgendwelcher „freundlicher" Kreise ihre Kraft erlahmen kann.

Es ist ja auch nicht ausgeschlossen, daß unter den denkbar verschiedensten Versprechungen hier und da sogenannte Einheitsfronten zustande kommen, deren Charakter ja undefinierbar ist, da zu Wahlzeiten immer zahlreiche Propheten aufzutreten pflegen, deren Dasein nur auf die Wahlen berechnet ist, um den Anschluß nicht zu verpassen. Und wenn man so dem Regierungsorgan Glauben schenken darf, so sind einige solche Einheitsfronten schon fertig, denen wir nur viel Glück auf den Weg wünschen können.

Unter den politischen polnischen Parteien, die Charakter haben und nicht als Zwittergebilde angesehen werden wollen, ist die Parole klar, **alle Kräfte gegen das Lager der moralischen Sanierung** und es wird im Wahlkampf gewiß nicht an nationalen Beteuerungen fehlen, daß man sich mit aller Energie gegen die deutsche „Irredenta" ausspricht, die nicht vorhanden ist.

Auf der anderen Seite steht die Deutsche Wahlgemeinschaft, die gewiß bestrebt sein wird, wieder einmal das „Deutschtum" zu retten, welches durch ihre Politik auf den Hund gekommen ist. Und es ist heut schon ein freudiges Ereignis, zu erleben, wie man sich da kümmert, um nur die Firma des Deutschtums zu empfehlen. Wir zweifeln nicht daran, daß mit dieser deutschnationalistischen Phrase noch mancher Arbeiter angelockt wird und dieser Gesellschaft die Stimme gibt, die gerade die deutsche Arbeiterschaft nasführt. Aber die allergrößten Kälber wählen ja bekanntlich ihren Metzger selber und dagegen kann keine Vernunft etwas ausrichten, wenn sich die Erkenntnis nicht selber Bahn bricht.

Wir machen als deutsche Sozialisten keinen Hehl daraus, **daß uns als Arbeiter der idealste Weg die Einheitsfront aller Proletarier wäre, gleichgültig, ob deutscher oder polnischer Zunge.** Aber wir wollen uns von den Tatsachen nicht die Augen verschließen lassen und geben zu, daß dieser Weg heute noch nicht überall möglich ist. Wir wären froh, wenn wir deutsche und polnische Sozialisten in der Wojewodschaft Schlesien immer und bei jeder Gelegenheit zeigen könnten, daß der polnische und der deutsche Arbeiter nur einen Feind hat, den Kapitalismus. Aber in Ostoberschlesien gesellt sich der Nationalismus hinzu. **Diesem Nationalismus müssen auch wir Opfer bringen, müssen getrennt marschieren, wenn wir auf die Stimmen unserer Sympathiker rechnen sollen.** Und keine Partei ist so stark, um ausschließlich mit den Stimmen ihrer Anhänger Erfolge erzielen zu können. **Dieser Umstand zwingt uns, bei den Kommunalwahlen selbständig vorzugehen, mit eigenen Listen aufzutreten und diese Listen, wo es möglich ist, mit den polnischen Sozialisten zu binden, daß Proletenstimmen nicht dem Gegner, ob aus deutschem oder polnischem Lager, zufallen.** Aber wir wollen im Wahlkampf unsere Stimmen zählen und wägen.

Dort, wo die Zusammenarbeit mit unseren polnischen Genossen schon gute Früchte getragen hat, **empfehlen wir unseren Genossen gemeinsame Listen,** ungehindert auf den Verrat, der uns von sogenannten Deutschen zugeschoben wird. Aber wir wissen, daß die Zahl dieser Gemeinden sehr gering ist, hier wirken noch Momente mit, die die Abstimmungszeit mit sich gebracht hat oder auch persönliche Anschauungen über der großen Sache des Sozialismus siegen. Aber es gibt keine Einheitsfront mit dem deutschen Bügertum, welches sich im Verhalten gegenüber der Arbeiterklasse in nichts von der polnischen Bürgerclique unterscheidet und gerade in den Kommunen stets gegen Arbeiterforderungen mit den polnischen Partnern geschlossene Fronten gebildet hat, oft an Patriotismus mangelhafter Qualität das Polentum noch übertreffen wollte.

Wir geben uns darüber Rechenschaft ab, daß die heutige Situation gewiß sehr wenig Aussichten für die Sozialisten hat und besonders dann, wenn sie Deutsche und Sozialisten zugleich sind. Die Bedeutung der Gemeindewahlen für die Arbeiterklasse soll hier nicht besonders hervorgehoben werden. Aber man soll sich auch keinen Illusionen hingeben, als wenn durch diese Wahlen eine Welt erschüttert werden sollte. Der Kampf gegen die Sanacja ist doch nur ein Scheinkampf, denn wenn die Herren erst in Gemeinden zusammensitzen, wird sich ihre Politik wenig von der anderen unterscheiden, sie werden sich gleichen wie ein faules Ei dem anderen. Und über die bisherigen Erfolge seit 1926 können die bürgerlichen Parteien, ob deutsch oder polnisch, nicht gerade erfreut sein, Aufbauarbeit, wie wir sie als Sozialisten verstehen, ist nicht geleistet worden. Dazu fehlt es an Schulung und die Arbeiterklasse, die schon Vertreter in den Gemeidestuben hat, weiß gewiß, welche Enttäuschungen sie selbst erlebt hat.

Aber es sind Kommunalwahlen ausgeschrieben, wir stellen uns in den Kampf um die Eroberung der Kommune, der ersten Zelle im Staat. Wir warnen vor Enttäuschungen und sprechen mit aller Klarheit aus, daß diese Erfolge nur durch mutiges Eintreten und letzten Endes nicht ohne Opfer erreicht werden können. Die Partei ruft und wir hoffen, daß sich die deutschen Arbeiter dessen bewußt sind, was zu unternehmen ist. Wir haben das Vertrauen, daß wir auch in diesem Kampf erfolgreich sein werden.

—ll.

„Schöne Worte..."

Zu den Jeremiaden der „Polska Zachodnia" über das Oppelner Theater

In einem Artikel der „Polska Zachodnia" vom 19. 9. 29., auf den in allen Einzelheiten einzugehen sich kaum verlohnen dürfte, wird unter anderem sehr wehleidig darüber Klage geführt, daß man dem Polenbund in Deutsch-Oberschlesien zugemutet habe, in eigener Person beim Pächter von Forms Hotel in Oppeln vorzusprechen und mit ihm eine direkte Vereinbarung bezüglich der polnischen Gastspiele in Oppeln zu treffen, nachdem, wie nochmals hervorgehoben sei, die Oppelner Behörden alle Wege vorher in entgegenkommendster Weise geebnet hatten. Diesen sentimentalen Ausführungen der „Polska Zachodnia" möchten wir entgegenhalten, daß die Deutsche Theatergemeinde seit Jahren gezwungen war, sich solchen „Erniedrigungen" auszusetzen, wie die „Polska Zachodnia" sehr feinsinnig bemerkt, indem die Deutsche Theatergemeinde vor jeder neuen Saison sich zu dem „Privatpächter" des Stadttheaters Katowice, dem Verein Polnischer Theaterfreunde begeben und ihn bitten mußte, ihr die bisherigen Spieltage erneut zu überlassen. Wie allgemein bekannt ist, besteht seit 1925 zwischen dem Magistrat der Stadt Katowice und dem Verein Polnischer Theaterfreunde ein vollkommen einseitiger Vertrag betreffs des Stadttheatergebäudes, der die deutsche Minderheit in der Theaterfrage rechtlos macht und sie zwang, immer mit den Worten der „Polska Zachodnia", „dem Privatpächter" „schöne Worte" sagen zu müssen. Der Unterschied ist nur, daß es sich in Oppeln wirklich um einen Privatsaal, dagegen in Katowice um ein öffentliches Gebäude handelt. Durch den eben erwähnten Vertrag sind die deutschen Steuerzahler ihrer unbezweifelbaren Rechte auf das öffentliche Stadttheatergebäude verlustig gegangen.

Wenn schließlich die Vermittlungsaktion der deutschen Behörden beim Pächter von Forms Hotel von der „Polska Zachodnia" als nicht genügend erachtet wrd, so möchten wir keine Unklarheit darüber lassen, wie die hiesigen Wojewodschaftsbehörden sich gegenüber der Bitte der deutschen Theatergemeinde, auf den Verein polnischer Theaterfreunde einzuwirken, verhalten haben. Um den fortgesetzten gehässigen Angriffen der „Polska Zachodnia" endlich einmal mit aller Entschiedenheit zu begegnen und zur Aufklärung der öffentlichen Meinung beizutragen, sehen wir uns leider gezwungen, einen Brief zu veröffentlichen, den die Deutsche Theatergemeinde in den letzten Tagen auf ihre Eingabe an den Herrn Wojewoden vom 31. Juli 1929 erhalten hat. Der Brief lautet in deutscher Uebersetzung folgendermaßen:

Schles. Wojewod. Amt, Kat., den 9. 9. 29.
Abt. Oeffentl. Aufklärung
J. Nr. VI-3772 An
betr. Intervention d.
Deutschen Theatergemeinde die Deutsche Theatergemeinde
i. S. des Theaters.

in Katowice

In Beantwortung Ihrer Bitte vom 31. Juli d. Js. in Sachen eines Zimmers für das Büro der Deutschen Theatergemeinde und der Spieltage für das Deutsche Theater teilen wir Ihnen mit, daß das hiesige Amt keinerlei rechtliche Grundlagen für das Einschreiten auf administrativem Wege in den Bereich eines Privatrechtes besitzt, welches einerseits der Gemeinde Katowice als Besitzerin des Theatergebäudes, andererseits dem Verein der polnischen Theaterfreunde als dem, auf Grund von Verhandlungen berechtigten Benutzer des oben erwähnten Gebäudes, zusteht.

Wenn sich die Deutsche Theatergemeinde in ihren Rechten, die auf Grund der bisherigen Verträge mit dem Verein polnischer Theaterfreunde besessen hat, benachteiligt fühlt, möge sie diese auf dem Wege der Zivilklage geltend machen.

Für den Wojewoden
gez. Dr. Rengorowicz
Abt.-Leiter.

Das Verkehrsministerium zum Waggonmangel

In den Sommermonaten ist bekanntlich der Güterverkehr der Eisenbahn schwach, weil die Landwirte mit Erntearbeiten beschäftigt sind und im übrigen auch nichts zu versenden haben. Und doch konnte die Eisenbahn selbst in den Sommermonaten nicht so viele Waggons den Kohlengruben stellen, wie viele angefordert wurden. Kein Wunder daher, daß die Kohlenindustrie mit Sorgen in die Zukunft blickt. Kommen doch bald die Rüben- und Kartoffeltransporte in Frage, und da wird wieder die Waggonmisere so wirklich in Erscheinung treten, und kommt noch ein strenger Winter dazu, wie beispielsweise sein Vorgänger, dann sitzen wir mit unsere Kohle wieder in der Patsche. Wir wollen daher hören, was uns der Verkehrsdirektor im Verkehrsministerium, Franke, zu erzählen weiß. In einer großangelegten Rede sagte Herr Franke, daß im ersten Halbjahre 1929 die Eisenbahn 1 108 366 15-Tonnen-Waggons den Kohlengruben gestellt hat. Im ersten Halbjahr 1928 waren es knapp eine Million, mithin wurden in diesem Halbjahr um 12.5 Prozent mehr gestellt. Für den Kohlenexport waren 403 946 Waggons bestimmt und für den Inlandskonsum 704 429. Im Jahre 1928 waren im ersten Halbjahr 379 265 Waggons oder um 6.5 Prozent weniger, und für den Inlandskonsum 605 738 Waggons oder um 16.3 Prozent weniger gestellt worden. Im Juli hat die Eisenbahn den Kohlengruben 210 335 Kohlenwaggons gestellt und in demselben Monate 1928 167 028 Waggons oder um 26 Prozent weniger. Im August wurden 211 389 Kohlenwaggons gestellt und in demselben Monate des Vorjahres nur 180 296 Waggons oder um 17.3 Prozent weniger. Dem Herrn Verkehrsdirektor Franke imponieren die Zahlen der gestellten Kohlenwaggons derart, daß er sagt, daß unter diesen Umständen von Kohlenwaggonmangel in dem ersten Halbjahre 1929 keine Rede sein kann. Dabei fehlen jede Woche 3 bis 8 Prozent der bestellten Waggons, und dies vor den Kartoffeltransporten. Im Monat Febr. d. J. wurden 35 Prozent Waggons weniger gestellt als bestellt waren, und doch sagt die Eisenbahn, daß von Waggonmangel keine Rede sein kann. Herr Franke sagte weiter, daß die Eisenbahn die Kohlenzüge besonders beschwere, um dadurch den Abtransport der Kohle zu erleichtern. Das mag schon stimmen und das wollen wir Herrn Franke glauben, nur muß die Eisenbahn dafür sorgen, daß die leeren Kohlenzuggarnituren schleunigst wieder zurückgesandt werden, denn hier hapert es. Die neue Kohlenbahnlinie Kalety—Gdingen — sagte Herr Franke — erfordert den Betrag von 300 Millionen Zloty. Diese Gelder müßten im Anleihewege beschafft werden, aber das Verkehrsministerium hat darauf keinen Einfluß, und das ist die Ursache, warum die Bauarbeiten bei der neuen Bahnlinie eingestellt wurden. Die Gelder, die für den Bau der neuen Bahnlinie vorgesehen waren, wurden verbraucht und weil die Regierung „sparen" will, so hat sie neue Beträge für die Bahnlinie nicht vorgesehen und daher ruhen die Arbeiten. Daß es im nächsten Jahre mit den Kohlentransporten noch ärger wird, liegt klar auf der Hand. Das kann man den Ausführungen des Herrn Franke auch entnehmen. Die Eisenbahn hat nach dieser Auffassung alles geleistet, was sie leisten konnte. Nun steigt der Kohlenkonsum langsam von Monat zu Monat, und selbstverständlich steigt auch die Produktion. Die Bevölkerungszahl ist im Steigen begriffen und selbstverständlich muß auch die Industrialisierung des Landes Fortschritte machen. Die Nachfrage nach Kohle wird also größer und die Transportmittel müssen dem gesteigerter Verkehr angepaßt werden. Wenn aber die Eisenbahn meint, daß sie alles getan hat was getan werden konnte und nicht mehr in der Lage ist die Transportmittel den wirtschaftlichen Verhältnissen besser anzupassen, dann ist alles vergebens, dann kann sich Polen auch wirtschaftlich nicht weiter entwickeln. Wir sind jedoch anderer Ansicht, die dahingeht, daß die Transportmittel den wirtschaftlichen Anforderungen angepaßt werden müssen, und kann das ein Herr Franke nicht mehr machen, so muß an seine Stelle ein anderer kommen, der das machen wird.

Polnisch-Schlesien

Prälat Ulitzka lobt Polen

In der „Germania“ veröffentlicht der Reichstagsabgeordnete Prälat Ulitzka einen Artikel über die Notlage Oberschlesiens. Prälat Ulitzka schreibt u. a.: Die Grenzgebiete erfreuten sich im neuen Staat einer größeren Fürsorge als ehedem. Das ist gut so. Im Vergleich mit der Fürsorge, welche die Nachbarstaaten, insbesondere Polen seinen Grenzgebieten angedeihen läßt, ist das, was Deutschland und Preußen für seine Grenzgebiete tut, herzlich wenig. Man gehe z. B. nach Kattowitz und sehe, was dort die polnische Regierung zur Festigung des ihm zugefallenen Teiles Oberschlesiens tut. Gerade das Zentrum habe wiederholt zum Ausdruck gebracht, daß die Hilfsmaßnahmen für die Grenzgebiete bei weitem nicht ausreichen. Man müsse sich immer wieder vergegenwärtigen, daß unsere Grenzen infolge der Zwangsbestimmungen des Versailler Vertrages völlig offen liegen und daß es heute wichtig ist, die Grenzgebiete wirtschafts- und kulturpolitisch zu sichern. Der Staat müsse die Voraussetzungen schaffen, um einen lebendigen Wall zu errichten, der allen außenpolitischen Gefahren zum Trotz stark genug ist. Es müßten aber zufriedene Menschen sein, die im Grenzgebiet wohnten. Die Grenzbewohner müßten an den geistigen Gütern der Nation denselben Anteil haben, wie der binnendeutsche Landmann. Mit diesem Anteil sehe es seit Jahren in Oberschlesien schlecht aus. So schlecht, daß, wenn es im Reiche überhaupt noch Beispiele gebe, nur noch Ostpreußen mit Oberschlesien verglichen werden kann. Nach eingehender Darstellung der Notlage in der Frage der Wohnungsnot und der Arbeitslosigkeit usw. kommt Ulitzka zu dem Schluß, angesichts der umfassenden Hilfe für Ostpreußen sei es nicht verwunderlich, wenn die Frage aufgeworfen werde, wo bleibt das grenzpolitisch ebenso gefährdete Oberschlesien. Oberschlesien fühle sich bei den Grenzhilfsmaßnahmen von Staat und Reich mit Recht in die Ecke gestellt und übergangen. Das müßte endlich aufhören. Die Grenzhilfe für Ostpreußen erscheine durchaus gerechtfertigt, aber angesichts der mindestens ebenso großen Not in Oberschlesien verlange die Provinz eine gleiche umfassende Hilfe. Oberschlesien wäre sonst nicht mehr in der Lage, seine kulturellen Aufgaben zu erfüllen. Das müßten Preußen und das Reich bedenken, wenn sie in einigen Wochen an die Aufstellung des neuen Etats herangingen und neue Mittel für die Grenzgebiete festsetzen.

Beinahe wären wir auf den Rücken gefallen, als uns Herrn Ulitzkas Artikel vor Augen kam, denn woher auf einmal dieses Lob, das er Polen so ausgiebig spendet. Mit dem Hochwürdigen Prälaten müssen in der letzten Zeit ganz eigenartige Wandlungen vorgegangen sein; anders können wir es uns nämlich nicht erklären, denn es ist noch nicht allzu lange her, da dachte der geistliche Würdenträger über Ostoberschlesien ganz anders.

Und nun diese Einstellung. Ob mit ihr seine glühenden Verehrer in „Oberschlesischen Kurier“ einverstanden sein werden? Wir können daran schlecht glauben. Der Gleiwitzer „Volksstimme“ dürften wahrscheinlich auch ein wenig die Augen übergehen, denn gerade sie, das Lieblingskind des Prälaten, hat bis jetzt noch nicht ein gutes Häärchen an Ostoberschlesien gelassen.

Uns scheint, daß Herr Ulitzka nicht nur in der klerikalen Presse mit seinem vortrefflichen Artikel Verwirrung angerichtet hat.

Die Folgen untertariflicher Bezahlung

Eine gute Lehre für die Arbeitgeber im Handel.

Die Tagespresse brachte vor kurzer Zeit in Riesenaufmachung den Bericht, daß eine Verkäuferin die Geschäftsinhaberin um 42 000 Zloty geschädigt hat. Die Verkäuferin war seit 5 Jahren in diesem Geschäft tätig und hatte die selbständige Leitung des Geschäfts übertragen bekommen. Auch den Einkauf besorgte sie selbständig. Eigenartig ist die Schilderung des Charakters der Verkäuferin in der Tagespresse. Sie soll das Vertrauen ihrer Cheffin mißbraucht haben, trotzdem diese so entgegenkommend war und ihr monatliches Gehalt mit dem Steigen des Vertrauens immer erhöhte, so daß sie zum Schluß ein Bombengehalt von 200 Zloty monatlich bezog. Und nun schreibt die Presse weiter, daß ihr dieses Geld nicht genügte, daß ihre Gier nach Geld kaum noch Grenzen kannte. O, Ironie! Man stelle sich vor, eine Verkäuferin, die tatsächlich Geschäftsleiterin war, bekommt anstatt des ihr zustehenden Gehaltes von mindestens 500 Zloty, 200 Zloty und diese 200 Zloty auch erst in letzter Zeit. Wie kann man überhaupt in der heutigen Zeit mit einem derart niedrigen Gehalt auskommen? Diese Frage legt man sich bei der Beurteilung dieses Falles wohl nicht vor. Auch die zweite Frage umgeht man und zwar die, warum hat die Geschäftsleiterin nicht das ihr zustehende Gehalt bekommen? Liegt in diesen beiden Fragen nicht der Ausgangspunkt und ein böses Beispiel für die Tat? Um wieviel hat die Inhaberin ihre Geschäftsleiterin im Einkommen geschädigt? In diesem Falle gewiß nicht um 42 000 Zloty, aber immerhin, die Schädigung wird auch erheblich sein. Welcher Unterschied besteht in der Handlungsweise zwischen Inhaberin und Geschäftsleiterin? Nun, rechtlich einfach der, daß man die Handlungsweise der Inhaberin nur schlechte Bezahlung ihrer Angestellten nennt und daß die Handlungsweise der Geschäftsleiterin einfach mit Unterschlagung bezeichnet wird. Ja, ja — es ist noch lange nicht dasselbe! Und dann noch etwas. Die Unterschlagung soll im Laufe von 5 Jahren etappenweise vor sich gegangen sein. Warum hat die Inhaberin innerhalb 5 Jahren nicht ein einziges Mal Inventur gemacht und sich um das Geschäft gekümmert? Es muß doch der Kaufmannschaft noch riesig gut gehen, daß sie solch enorme Fehlbeträge nicht merkt. Und trotzdem die schlechte Bezahlung ihrer Angestellten. Trägt nicht die Inhaberin an der Handlungsweise ihrer Angestellten 60 Prozent Schuld?

Wir sind der Auffassung, daß auch die Richter diesen Fall von den oben angeführten Gesichtspunkten beurteilen werden. Den Arbeitgebern aber im Handel können wir nur raten, endlich einmal den Abschluß eines Tarifvertrages und Festsetzung ordnungsmäßiger Gehälter für die Angestellten im Handel vorzunehmen, um wieder einen ordnungsmäßigen Zustand herbeizuführen. Der augenblickliche Zustand bedeutet nicht nur eine vollkommene Rechtlosigkeit der Angestellten im Handel, sondern ist ein schlechtes Beispiel, welches geeignet ist, gute Sitten zu verderben.

Der Leiter des Oberbergamtes Breslau auf „Hillebrandschacht“

Wie die polnische Presse meldet, weilt gegenwärtig auf „Hillebrandtschacht“ der Direktor des Breslauer Oberbergamtes, Oberbergrat Weber, um die Ursachen der im vorigen Monat sich ereigneten Kohlengasexplosion, die 16 Bergleuten das Leben kostete, zu untersuchen bezw. zu studieren, nachdem das Kattowitzer Oberbergamt dazu die Einwilligung erteilt hat.

In bergmännischen Kreisen ist man auf das Urteil des Breslauer Oberbergrates, der im Jahre 1911 Leiter des Bergrevieramtes Königshütte war, außerordentlich gespannt, zumal die Untersuchungsarbeiten des Kattowitzer Oberbergamtes bis jetzt gar kein Ergebnis über die Ursachen des Unglücks gezeitigt haben.

Der Scheckfälscherprozeß vertagt

Nochmalige Ueberprüfung der Schriftzeichen durch die Sachverständigen.

Die auf den gestrigen Freitag angesetzte Verhandlung in der sensationellen Scheckfälscheraffäre gegen den Abteilungsleiter Julius Zulawski von den staatlichen Wasserwerken in Kattowitz wurde auf Antrag des Gerichtsvorsitzenden Borodzicz unterbrochen und auf Donnerstag, den 3. Oktober, vormittags 10½ Uhr, angesetzt. Das Gerichtstribunal beschloß vor der Urteilsfestsetzung die wichtigsten Gerichtsakten und Schriftstücke nochmals den Schriftsachverständigen Professor Dr. Krol aus Krakau, Professor Adaschkiewicz und dem Gerichtssachverständigen, Sekretär Kruschowski, zur Ueberprüfung und Feststellung, ob die auf dem fraglichen Scheck befindliche Unterschrift von der Hand des Angeklagten, Ingenieur Zulawski, herrühre, zu übermitteln. Bekanntlich konnten am ersten Verhandlungstage die drei obengenannten Sachverständigen über die Echtheit der Unterschrift kein positives Gutachten abgeben. Die Feststellungen beschränkten sich lediglich auf Mutmaßungen. Allgemein dürfte man gespannt sein, welches Gutachten die Sachverständigen nach der nochmaligen Ueberprüfung abgeben werden und ob der Angeklagte, Zulawski, als der eigentliche Scheckfälscher in Frage kommt.

Kattowitz und Umgebung

Aus der Kattowitzer Magistratssitzung.

Der Magistrat in Kattowitz bestätigte auf seiner letzten Sitzung das Bauprojekt betreffend Errichtung eines Pavillons für geschlechtskranke Personen. Es besteht die Absicht, mit dem Bau dieses Pavillons noch in diesem Jahre zu beginnen. Wie schon mitgeteilt, ist als Baugelände das Terrain seitwärts vom städtischen Krankenhaus an der ulica Raciborska vorgesehen. — Näher durchberaten wurde ferner das Projekt betreffend den Wohnhausbau an der ulica Sienkiewicza. — An dem Bauterrain, welches für die Errichtung der Wohnhäuschen für die ärmere Bevölkerung vorgesehen ist, soll in der Nähe der Neubauten eine Kantine eröffnet werden. — In den Stadtausschuß ist für den verstorbenen Stadtrat Juchellek, Stadtrat Rostek gewählt worden. In einer besonderen Angelegenheit und zwar der Frage betr. **Ausfertigung von Abschriften der Wählerliste, wurde dann auf der Sitzung beraten. Nach den Bestimmungen der Wahlordnung steht bekanntlich den Bürgern das Recht zu, auf eigene Kosten eine Abschrift der Wählerliste anzufordern. Es wurde über die Festsetzung eines einheitlichen Gebührensatzes beraten und laut einem darauffolgenden Beschluß der Gebührensatz für 1 Abschrift der ganzen Wählerliste auf 500 Zloty festgesetzt.** Neben anderen, weniger wichtigen Angelegenheiten kamen am Schluß der Sitzung noch einige Wohnungsfragen zur Besprechung und Erledigung.

Wasserdruckpumpversuche nach dem Ortsteil Ligota.

Nachdem inzwischen auch die Rohrverlegungsarbeiten auf der ulica Hetmainskiego und ulica Kredytowa im Ortsteil Ligota fertiggestellt wurden, sind damit die Hauptarbeiten endgültig beendet worden. Da sich bezüglich der Wasserbelieferung nach Brynow und Ligota, infolge des Höhenunterschieds von 30 Metern und zwar von dem Hauptleitungsnetz nach dem Park Kosciuszki große Schwierigkeiten ergeben, werden z. Zt. im Auftrage des städtischen Wasserwerkes auf der ulica Polna in Kattowitz Druckpumpversuche unternommen. Später soll am Park Kosciuszki eine neue Druckpumpe errichtet werden, welche das Wasser nach der Endstation leiten wird. Noch im Monat Oktober beabsichtigt man die Einwohnerschaft in den Ortsteilen Ligota und Brynow auf diese Weise mit Wasser zu versorgen. Im Zusammenhang mit der Wasserversorgung gibt das städtische Wasserwerk bekannt, daß laut den geltenden Vorschriften des Ortswasserwerksstatut für die Großstadt Kattowitz sämtliche Leitungsanschlüsse nach den Häusern in Ligota-Brynow durch die Hausbesitzer bezw. Häuserverwalter beim Magistrat anzumelden sind. Den Anträgen ist ein Situationsplan in dreifacher Ausfertigung beizufügen. Die Legung der Verbindungsrohre zwischen der betreffenden Straße bis zur Hausanschlußsitzung erfolgt durch das städtische Wasserwerk auf Kosten des Anliegers, während die Installierungsarbeiten auf Kosten des Mieters vorgenommen werden müssen. Der Wassermesser kann gegen einen entsprechenden Wasserzins vom Magistrat geliehen werden. Die Anlieferung von Wasser durch andere Wasserquellen darf nur mit Einverständnis der städtischen Baupolizei erfolgen.

Sprachkurse der Volkshochschule Kattowitz. Am Montag um 7 Uhr beginnt endgültig der englische Anfängerkursus, ebenso findet um 7 Uhr im Lyzeum, parterre, der polnische Anfängerkursus statt, um 8 Uhr der für Fortgeschrittene. Dienstag um 7 Uhr Französisch für Anfänger, Mittwoch um 8,10 Uhr Englisch für Fortgeschrittene (Wells, Tohe Dream) und Deutsch für Fortgeschrittene (Keller, Leute von Seldwyls). Donnerstag im Christl. Hospiz um 4 Uhr Rhythmische Gymnastik für Kinder, um 5 und 6,30 Uhr für Damen. — Anmeldungen weiterhin in der Buchhandlung von Hirsch am Ringe und in den Kursen selbst.

Eigentümer können sich melden! Beim städtischen Fundbüro des Magistrats, welches z. Zt. auf der ul. Szafranka, fr. Rütgerschule, untergebracht ist, wurden 2 Damenhandtäschchen als gefunden abgegeben. Die Fundsachen können von den rechtmäßigen Eigentümerinnen abgeholt werden.

Vornahme von Renovationsarbeiten in der Szkola Szafranka. Zur Zeit werden in der Szkola Szafranka (fr. Rütgerschule) in Kattowitz Renovationsarbeiten vorgenommen, welche in etwa 2 Wochen beendet sein sollen. Weiterhin werden die alten abgebrauchten Treppenstiegen durch neue ersetzt.

Der Hexer

The Ringer

von Edgar Wallace, übersetzt von Max C. Schirmer.

(Schluß.)

„Sie können es mir also sagen — nun, wer ist „Der Hexer“?“

Eine Hand streckte sich aus und griff ihm nach dem Hute.

„Sie!“ sagte die Stimme von Bliß. „Ich brauche Sie — Henry Artur Milton.“

Lomond sprang auf.

„Was zum Teufel —?“

Er war nicht länger der grauhaarige Arzt. Ein großer, gut aussehender Mann von fünfunddreißig Jahren stand an seiner Stelle.

„Bleiben Sie ruhig stehen!“ Alan erkannte kaum seine eigene Stimme.

„Durchsuchen Sie ihn!“ rief Bliß, und Alan zog dem „Arzt“ den Rock aus.

„Der Hexer“ lachte.

„Bliß also? Sie sind der Mann, der sagte, daß ich Sie vor drei Jahren, als Sie mich festnehmen wollten, mit dem Messer zu erstechen versuchte.“

„Das ist auch der Fall,“ bemerkte Bliß.

„Das ist eine Lüge! Ich trage niemals ein Messer bei mir. Das wissen Sie.“

Bliß' Zähne zeigten sich in einem frohlockenden Grinsen.

„Ich weiß, daß ich Sie erwischt habe, „Hexer“ — das ist alles. Sie kamen also von Port Said — und haben dort einen kranken Mann gepflegt? Ich dachte, daß Ihre Frau an jenem Tage, als ihr in Scotland Yard der Schrecken eingejagt wurde, wußte, daß ich Sie verdächtigte.“

Henry Artur Milton lächelte verdächtig.

„Sie schmeicheln sich selbst, mein lieber Junge, meine Frau war nicht erschrocken, weil sie Sie sah, sondern weil sie mich erkannte!“

„Diese Port-Said-Geschichte war gut,“ sagte Bliß. „Sie trafen dort einen kranken Mann — einen Dr. Lomond, einen heruntergekommenen Mann, der seit Jahren verschwunden und auf das Niveau der Eingeborenen gesunken war. Er starb, und Sie bemächtigten sich seiner Papiere.“

„Ich habe ihn auch gepflegt — und sein Begräbnis bezahlt,“ fügte Milton hinzu.

„Sie haben versucht, mich zu verdächtigen — Sie haben eine kolossale Frechheit. Sie waren es, der Lenley aus der Zelle herausließ.“

„Der Hexer“ senkte den Kopf.

„Schuldig. Das Beste, was ich jemals getan habe.“

„Sehr gerissen!“ gab Bliß zu. „Das muß ich Ihnen lassen. Ihre Stelle als Polizeiarzt haben Sie doch erhalten, indem Sie einen Minister beschwatzten, den Sie auf dem Schiffe trafen?“

„Der Hexer“ schüttelte sich.

„Beschwatzen ist ein gemeines Wort. „Schmeicheln“ ist besser. Ja, ich war froh, die Stelle zu erhalten — ich habe in meiner Jugend vier Jahre Medizin studiert — in Edinburgh —, ich will Ihnen diese Aufklärung geben.“

Bliß geriet vor Aufregung außer sich.

„Nun, jetzt habe ich Sie! Ich beschuldige Sie des vorsätzlichen Mordes an Maurice Meister.“

Alan konnte das Gespräch nicht länger mit anhören.

„Bliß . . .“, begann er.

„Ich habe diese Sache in Händen, Wembury,“ erklärte Bliß bissig. „Wenn ich Ihren Rat brauche, werde ich Sie fragen — wer ist das?“

Er hörte Schritte auf der Treppe. Im nächsten Augenblick lag Cora Ann in den Armen ihres Mannes.

„Artur! Artur!“

„Schon gut, Mrs. Milton! Genug, genug!“ rief Bliß.

„Ich habe es dir gesagt — ich habe es dir gesagt — o Artur!“ schluchzte sie.

Bliß versuchte sie fortzureißen.

„Kommen Sie her!“

„Einen Augenblick!“ rief „Der Hexer“, und dann wandte er sich dem Mädchen zu: „Cora Ann, du hast es nicht vergessen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Du hast mir etwas versprochen, erinnerst du dich noch?“

„Ja — Artur,“ antwortete sie.

Blißens Verdacht war sofort erweckt, und er zog die Frau fort.

„Was soll das? Sie halten sich fern und mengen sich nicht dazwischen!“

Sie wandte ihm das bleiche Gesicht zu.

„Sie wollen ihn mit sich nehmen und ihn einsperren,“ rief sie wild — „wie ein wildes Tier hinter eiserne Gitter, wie ein Ungeheuer — und nicht wie einen Menschen. Das beabsichtigen Sie! Sie wollen ihn lebendig begraben, sein Leben vernichten. Denken Sie vielleicht, daß ich das zulassen werde! Denken Sie, ich werde hier stehen und zusehen, wie er in ein lebendiges Grab versinkt, ohne ihn zu retten?“

„Sie können ihn nicht vom Galgen retten,“ war die rauhe Antwort.

„Kann ich es nicht, kann ich es nicht?“ schrie sie. „Ich will Ihnen beweisen, daß ich es kann!“

Bliß sah zu spät den Revolver, und bevor er ihn aus ihrer Hand reißen konnte, hatte sie abgedrückt. „Der Hexer“ brach auf einem Sofa zusammen.

„Sie Scheusal! — Wembury!“ schrie Bliß. Wembury kam ihm zu Hilfe und entwand ihr den Revolver. Während er das tat, sprang „Der Hexer“ von dem Platze auf, wo er schlaff und anscheinend leblos gelegen hatte, lief zur Tür und schloß sie hinter sich zu.

„Mein Gott! Er ist fort!“ brüllte Bliß und öffnete die Kammer des Revolvers. „Platzpatronen! Ihm nach!“

Wembury eilte an die Tür, aber sie war verschlossen.

Cora lachte.

„Zertrümmern Sie die Türfüllung!“ rief Bliß. „Der Schlüssel steckt an der anderen Seite.“ Dann wandte er sich an die Frau: „Sie wollen lachen — ich werde Ihnen schon etwas zum Lachen geben!“

Mit einem Krach gab die Türfüllung nach, und im nächsten Augenblicke eilte Wembury die Treppen herab.

„Sie sind gerissen, Mr. Bliß, sehr gerissen!“ gellte Coras triumphierende Stimme. „Aber „Der Hexer“ hat Sie dorthin gebracht, wo er Sie haben wollte.“

„Das denken Sie!“ knirschte Bliß zwischen den Zähnen und rief nach dem Wachtmeister, der unten im Vorsaal stand.

„Draußen wartet auf ihn ein Wagen,“ höhnte Cora, „und eine neue Verkleidung, die er unten im Zimmer versteckte. Und zehn Meilen von hier ein Flugzeug, und er fürchtet sich nicht, im Nebel aufzusteigen.“

„Sie habe ich, meine Dame!“ heulte Bliß. „Und wo Sie sind, wird auch er sein. Ich kenne „Den Hexer“! Wachtmeister!“ rief er.

Ein Polizist kam herein.

„Ich bin Inspektor Bliß von Scotland Yard. Lassen Sie sie nicht außer Sicht oder Sie verlieren Ihren Rock!“

Er lief hinaus und schloß die Tür zu. Cora eilte ihm nach, doch hatte er den Schlüssel mitgenommen. Sie drehte sich um und sah, wie der Polizist die Täfelung neben der Tür öffnete. Dann fielen, wie der Blitz, der Helm und Umhang herunter, und die Arme dieses fremden Mannes umfaßten sie.

„Diesen Weg, Cora!“ rief er und wies nach der Türfüllung. „La Via Amorosa!“

Er küßte sie und hob sie durch die Täfelung. Bald darauf schloß sie sich hinter ihnen. Niemand sah „Den Hexer“ wieder in dieser Nacht, noch in den vielen Nächten, die dieser folgten.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Am Roulette

Von Max Hochdorf.

Tagelang, vielmehr vom Mittag bis zum ersten Morgen, habe ich nun neben Madame Rufeysen am Roulette gesessen. Sie war einmal eine hübsche Frau. Dann soll ihr Mann gestorben sein. Seitdem spielt sie, bald in Ostende, bald in Monte Carlo. Zum Essen braucht sie kaum etwas. Kleider bedeuten ihr nichts. Ihre Hüte sind Museumsstücke.

Da sie meinen gesetzten Jahren vertraut, erzählt sie: „Sehen Sie, seitdem er nicht mehr ist... wir haben uns unsäglich geliebt. Hätte mich nicht der Pfarrer von seinem offenen Grabe zurückgehalten, ich wäre ihm nachgesprungen. Ich konnte ihn nicht vergessen. Ich wollte lesen, um durch fremde Schicksale mein eigenes Schicksal fortzuschwemmen. Doch was in den Büchern stand, das gelangte gar nicht bis in meinen Kopf hinein. Die Buchstaben verschwanden, und ich sah nur ihn in seiner Zärtlichkeit und in der einschmeichelnden Anbetung, die er mir ständig entgegengebracht hatte. Eines Nachts erschien er mir, und er tröstete mich, wie er es nur zu tun vermochte. Er nahm mich, ganz, als wäre er noch lebendig, in seine Arme und streichelte mich. Und dann sagte er: „Spiel doch, um zu vergessen! Du wirst sehen, daß es dir Erleichterung bringen wird. Deine Gedanken werden bald ganz von den Zahlen ausgefüllt sein!" Und ich tat, was er von mir verlangte. Und wirklich, hier am Roulette habe ich wieder etwas anderes denken gelernt als nur meine Trauer. Hier am Roulette kann ich allein noch ohne ihn leben. Er hat mir die richtige Medizin genannt, damit ich vor dem Selbstmord bewahrt bleibe. Meine Gedanken beschäftigen sich jetzt nur noch mit den Zahlen. Ich habe das Vergessen gelernt, weil ich das Spiel gelernt habe."

„Kann man das lernen?"

„Lernen nicht, begreifen nicht, aber fühlen. Ja, wieder fühlen lernen kann man am Roulette. Die Hände wachen wieder auf..."

„Die Hände?"

„Haben Sie schon darauf geachtet, daß nur abgezehrte Hände gewinnen?

„Ich hab' überhaupt noch auf nichts geachtet."

„Also tun Sie das!"

Und ich studierte eine Woche lang die Spielerhände auf dem Roulettetisch. Die Heuschreckenhände mit Krallen, deren Finger ganz spitz zulaufen, die Hände am gebrechlichen Gelenk, deren Rücken mit bläulichen Adern und mit tief gekerbten Rillen durchsetzt sind, diese abgezehrten Mönch- oder Nonnenhände gewinnen immer. Aber es gewinnen auch die Hände der fetten Spieler, die schwitzenden Hände mit den Wülsten am Mittelgelenk, die Hände, die in Knollen und Schwellungen geteilt sind, und deren Fingerspitzen einem klebrigen Saugpfropfen ähneln. Alles andere, was schlank und erfreulich ist und nicht mit Schmalzlippen schnalzt, geht leer aus.

Madame Rufeysen war doch hübsch. Nein, sie gehörte, wenn man genau hinsah, in die Heuschreckenklasse. Nur pflegte sie sich, nur massierte sie die Hände mit Salben.

Sie sagte: „Seitdem ich spiele, fünf Jahre spiele ich jetzt schon, hab' ich weder verloren noch gewonnen. Doch, fünf Jahre Leben hab' ich gewonnen, Leben ohne Denken. Das ist herrlich, dieser Kampf gegen den Croupier. Uebrigens bin ich nicht etwa reich. Ich ziehe nur von meinen kleinen Renten die Einsatzsumme ab. Das wird einmal mehr, einmal weniger. Doch seit fünf Jahren ist es weder mehr noch weniger geworden. Ich habe noch immer mein Spielkapital. Ich werd es noch haben, wenn ich schon im Rollstuhl gefahren werden muß."

Es war sehr amüsant, wie sie doublierte, wie sie verfünffachte, um einen Verlust wieder auszugleichen. Das schien ein ganz einfaches System, und es leuchtete auch mir ein. Ich wollte auch setzen. Sie aber warnte: „Um Gotteswillen, nicht! Sie haben keine Spielerhände!"

Ich habe nicht gespielt. Ich habe auch nicht auf die Finger geblasen, wie die Spieler tun, wenn sie erschöpft aufspringen. Dann blasen sie nämlich auf die Finger, als wenn sie ein Geschwür oder eine Brandwunde daran hätten und sich Linderung verschaffen wollten. Keiner kümmerte sich dabei um den anderen. Die Spieler am Roulette waren die ungeselligsten Leute. Sie wurden böse, sobald sie sahen, daß sie beobachtet wurden. Eine Dame vom Heuschreckentyp schlug heimlich ein Kreuz, bevor sie ihre Jetons plazierte. Sie gewann ungeheuerlich. Sie war übrigens die unappetitlichste Kreatur. Sie bohrte mit den Fingern, solange sie nicht beim Spiel beschäftigt war, in der Nase herum. Sie war eine Gräfin Cr.

Madame Rufeysen lächelte, wenn sie spielte. Wenn sie nicht spielte, trank sie bei dem Spielbarkellner Clement Orangenwasser. Clement war der sanfteste Mensch, den man sich denken konnte und machte seinem Namen, der ja die Sanftheit bedeutete, alle Ehre. Einmal wollte ihm ein Spieler eine Ohrfeige geben. Das hatte nur zur Folge, daß Clement sich lächelnd verbeugte und um Entschuldigung bat, für etwas, was er gar nicht getan hatte.

Seit fünf Jahren ehrte Madame Rufeysen das Andenken ihres toten Mannes, indem sie am Roulette ihren Schmerz austobte. An ihrem 49. Geburtstag wachte sie mit Kopfschmerzen auf. Um Zeit zu sparen, nahm sie gleich die Tablettenration für den ganzen Tag. An ihrem Geburtstag wollte sie sich ein Sondervergnügen gestatten, ihr Durchschnittsspiel mit den kleinen Chancen aufgeben und das große Spiel wagen. Kurz, sie verlor ohne Unterlaß an ihrem 49. Geburtstag. Als sie sich wieder auf die kleinen Chancen zurückzog, war auch das kleine Glück von ihr gewichen. Die Säule ihrer Spielmarken wurde immer niedriger. Sie pflegte, trotz der drückenden Saalhitze, im Mantel zu spielen. Jetzt warf sie den Mantel so hastig vom Leib, daß er am Aermel einriß. Sie riß die Perlenkette vom Hals, um sie auf den Spieltisch zu schleudern. Es war, als wollte sie sich aus einem würgenden Strick befreien. Den Hut zerrte sie vom Kopf, sie sprang vom Stuhl auf, sie ließ sich auf ihren Sitz zurückfallen, sie zerquetschte rücksichtslos den Hut. Ihr sonst bleiches Gesicht rötete sich fiebrig. Man sah jetzt die tiefen Runzeln, die sich in ihre Stirn gegraben hatten. Schweiß perlte auf ihren Händen, ihrem Hals, ihren Wangen. Ihr letzter Jeton lag auf dem grünen Tuch. Der Croupier knurrte die Gewinnzahlen. Madame Rufeysen hatte den letzten Einsatz verloren. Der Croupier griff die Schippe, um das kleine, knöcherne Geldstück, das ihm jetzt gehörte, in seine Kasse hineinzuziehen. Er spielte mit dem Geldstück, wie die Katze mit der Maus. Er tat, als wenn es sich gar nicht lohnte. Erst stieß er die Knochenscheibe noch eine Weile vor sich her. Er beklopfte das Geldstück mit der Schippe. Endlich ein Ruck, der Croupier hatte Madame Rufeysen, seine hartnäckigste Gegnerin, nun auch besiegt.

Da zuckte ihr Mund. Sie griff nach dem Herzen. Ihre dünnen Lippen wurden noch dünner. Mit beiden Fäusten umklammerte sie die Geldschippe und stöhnte: „Es ist nicht war, daß mein Mann ein guter Mann war! Ich hab gelogen. Was wahr ist, ist allein, daß er ein Quälgeist war! Er hat mich sogar heimlich gekniffen, nur um mir Schmerz zuzufügen. Die ganzen fünf Jahre über hat er hier heimlich an meiner Seite gesessen und mir das Spiel angeraten, weil er mich umbringen wollte. Aber er soll mich nicht haben, ich geh' noch nicht zu ihm. Ich werde überhaupt nicht zu ihm gehen!"

Clement stand vor ihr. Er reichte ihr ein Glas Orangenwasser. Sie trank es mit einem Zuge und bediente sich nicht, wie sie es sonst zu tun pflegte, des Strohhalms. Sie vergaß ihren Mantel, ihre Halskette, ihren Hut und stürmte aus dem Saal. Sie vergaß auch, Clement zu bezahlen.

Großmütig erbot ich mich, Clement die vier Franken für die Orangeade zu ersetzen. Er aber meinte: „Madame Rufeysen ist mir gut dafür. Mein Detektiv hat mir mitgeteilt, daß sie noch 67 000 Franken auf der Bank hat."

„Ihr Detektiv?"

Ganz bescheiden erwiderte er: „Man muß doch seine Stammkunden kennen. Heute haben wir Dienstag, ich denke, am Donnerstag wird Madame Rufeysen wieder am Roulette erscheinen. Das mit dem verstorbenen Ehemann stimmt übrigens gar nicht. Es gibt keinen Mann, den sie verloren hat. Das ist nur ihr Fetisch, ihr Glücksmärchen, ihre Einsatzchance."

„So — — —?"

Die mordende Menge

Erzählung von Rudi Eims.

Totenstille in der Arena des großen Zirkus. Jäh brach die Walzerweise ab. Das Lachen erstarb auf den Gesichtern der Tausende. Dort, hinter den eisernen Gitterwänden des Käfigs, stand ein junger Mann zwischen Bestien. Sein stählerner Wille zwang die Tiger in den Laufgang, der hinaus zu den Raubtierwagen führte. Nur einer war widerspenstig und wich nicht.

Spannung und Schreck peitschten die Nerven der Zuschauer. Offene Münder, bebende Nasenflügel; Finger, die sich verkrampften. Der Dompteur hatte Peitsche und Holzstange fortgeworfen. Mit leeren Händen trat er auf den Gewaltigen des Dschungels zu. Mensch und Tier standen sich auf Armeslänge gegenüber. Gierige Fangzähne bleckten. Gurgelnde Laute, verhaltenes Fauchen. Dann zerriß fürchterliches Brüllen die angsterfüllte Stille, die über allem lastete. Sekundenlang sah man die schreckliche Waffe des Gebisses und in das Rosenrot des Rachens. Blutdurst zitterte in der Atmosphäre. Jetzt — ein kurzes Ducken, ein Sprung. Pranken wuchteten durch die Luft. — Auf den Angriff gefaßt, sprang der Artist blitzschnell zur Seite. Zog den Revolver. Wie von einem Peitschenhieb getroffen, zuckte der Tiger zusammen und den Kopf gesenkt, mit hängendem Schweif — immer von dem energischen Blick seines Lehrers verfolgt — schlich der bengalische Fürst auf leisen Sohlen aus der Manege. Der Mensch war Herrscher geblieben. — Befreiendes Aufatmen rauschte durch den gewaltigen Zeltbau. Tosender Beifall umbrandete den Dompteur, der mit schweißbedecktem Gesicht sich dankbar lächelnd verneigte. Die Musiker schmetterten einen Marsch. Luftakrobaten zeigten schon wieder hoch unter der Kuppel wagehalsige Schwünge. Auf dem weichen Sägemehlboden errichtete man die Todesbahn für den Tollkühnen, der mit dem Auto ein Saltomortale schlägt. Das Publikum lachte und amüsierte sich über die Späße der Clowns. Eine Welle der Freude spülte die ausgestandenen Aengste fort. Nach zwanzig Minuten Arbeit im Gitterkäfig hockte der Tigerdompteur ermattet in seinem Wohnwagen. Die Menge hatte ihn schon vergessen. Aus der Arena scholl Händeklatschen. Es galt seinen Kollegen, denn eine Programmnummer jagte die andere und brachte neuen Nervenkitzel für das erlebnishungrige Publikum. Wer dachte jetzt noch daran, daß vor einer Viertelstunde ein Mensch Hasard ums Leben spielte? — — — —

Mitternacht war vorüber. Zirkusleute und Journalisten in einem Speiserestaurant beim Nachtmahl. Als die Zigaretten brannten, begann der Dompteur von seinen Tieren, von Abenteuern, von fremden Ländern zu erzählen.

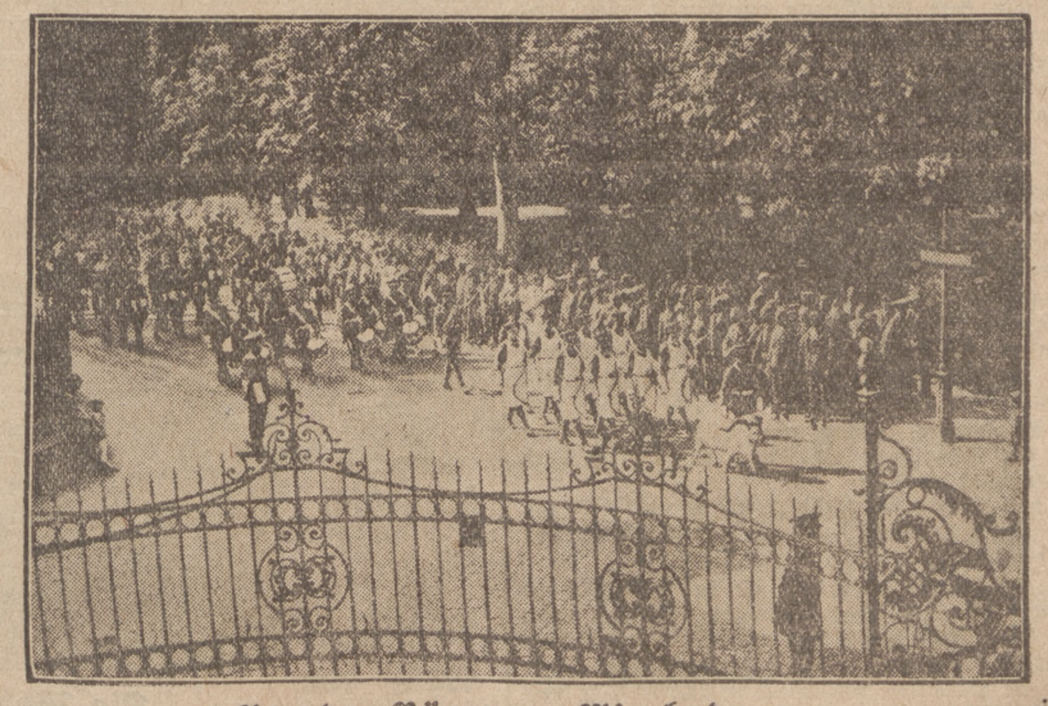
Trug dieser Mann zwei Gesichter? Sprach nicht Energie aus seinen Augen, stand nicht ein eiserner Wille in seinem Antlitz gemeißelt, als er in der Manege arbeitete? Seine Stimme klang jetzt weich und melodisch. Schwärmerische, jugendliche Augen leuchteten. Man glaubte ihm, daß sein stärkstes Erziehungsmittel gegenüber den Bestien Güte sei. „Tiere danken jede Liebe. Menschen leider nicht, denn sie haben — Verstand," meinte er sarkastisch. — Die Tischrunde erweiterte sich. Ein Trapezkünstler nahm Platz. Man lachte, als er in breitem, behäbigem sächsischen Dialekt Zukunftspläne entwickelte. Er sah sich schon als Besitzer eines gutgehenden Geschäfts mit einer hübschen Frau an der Seite. Vielleicht erreicht er sein Ziel... Er ist ein sparsamer Bursche..." äußerte der große, schlanke Schulreiter. — So plauderten und scherzten die Männer vom Zirkus, bis der breitschultrige, wortkarge Futtermeister zum Aufbruch mahnte. Sein linker Aermel steckte leer in der Tasche des Sakkos. Ein Tiger riß dem weltbekannten Tierbändiger in Spanien den Arm zerfleischt vom Leibe. Blutüberströmt wurde er damals aus der Arena getragen und hörte auf, ein Herrscher über Bestien zu sein. — — —

Später als gewöhnlich fanden sich am nächsten Abend die Artisten in dem Restaurant ein. Schweigend verzehrten sie ihr Essen. Trotz des harten Tagwerks wollte es keinem schmecken. Es fehlte einer unter ihnen — der junge Luftakrobat. Fürchterliches Geschehen! „Die drei Omankowskis" hatten sich an diesem Abend, wie schon hunderte Male vorher, auf zwei miteinander verbundenen Trapezen ausbalanciert und zum Schluß ihren Apparat in rasende Rotation versetzt. So wirbelten sie durch den Luftraum. Den Zuschauern lief es kalt über den Rücken. Plötzlich — eine Drahtseilverspannung mußte sich gelöst haben. Mitten im tollen Schwung stürzte der blonde Junge aus der Zirkuskuppel zu Boden. — Stille in dem großen Rund. Dort lag ein Mensch. Blut rann aus seinem Mund. Sanitäter kamen. Ein Auto brachte ihn fort. Die Musik spielte während dieser Szene. Das Programm wurde nicht abgebrochen. —

Im Spital schüttelten die Aerzte die Köpfe. Schädelbruch, Leber und Niere zerrissen, — notierte die Krankenschwester. — Wachsbleichen Gesichts lag der Verunglückte in den Kissen und leises Stöhnen kam von seinen Lippen. —

Die Kollegen in dem kleinen Restaurant rauchten wie immer ihre Zigaretten... Sie studierten die Zeitungen. Langsam tropften die Gespräche. Der Dompteur murmelte etwas von „mordende Menge". Es kam auch keine rechte Stimmung auf und früher als sonst ging man auseinander.

Wenige Tage später rollten die Wagen des Zirkus auf den Schienensträngen aus der großen süddeutschen Stadt dem Ruhrgebiet zu. Noch hingen an den Plakatwänden die bunten, zerfetzten Ankündigungen. Ein Bild ist dabei, auf dem von hoher Rutschbahn ein Autokarren in die Tiefe saust, dieweil in der Kuppel die Akrobaten ihre Künste zeigen. Die Todesbahn, die wie ein Wasserspeier ihren Mund aufreckt, ragt in das Bild hinein. Auf ihren letzten Säulenstützen steht symbolisch: Das Skelett des Todes. Der bleiche Geselle war in die Arena getreten. Er griff in die Zirkuskuppel... Monotoner Singsang rollender Räder klang als letzter Gruß des davoneilenden Zirkus nach dem Grab des jungen Trapezkünstlers hinüber... Die Zeit der Gladiatoren ist noch nicht so fern. Sensationshunger verlangt heute mehr denn je das Würfelspiel mit dem Tode. — „Mordende Menge", sagte der Dompteur.



Vor der Räumung Wiesbadens

In Wiesbaden, dem Sitz des Oberkommandos der englischen Besatzungsarmee, hielten die englischen Truppen in den letzten Tagen verschiedentlich Uebungen und Paraden ab. So zeigt unser Bild die Royal-Welsh-Füsiliere mit dem zum Regiment gehörigen Ziegenbock beim Marsch durch die Straßen der Stadt.

Zehn Mark

Von Grete Pauly.

„Willst du morgen filmen, Lilli, und zehn Mark verdienen? Ich habe nämlich zwei Nachtaufnahmen, und da muß ich bei Tage ausschlafen. Du kannst meinen Zettel haben, aber sag' niemandem, daß du das erstemal filmst."

„Ja, aber —"

„Du guckst einfach zu, was die anderen machen, und dann machst du es eben nach. Ganz einfach. Also sei pünktlich. Um acht beginnt's."

Herrlich, filmen! Die Großen ganz aus der Nähe betrachten, mittun dürfen, ein Teilchen sein ihrer Arbeit. Und dann — zehn Mark. Der erste Verdienst seit vielen Wochen. In dieser Nacht schlief Lilli nicht vor Aufregung, sie könnte die Zeit verpassen. Lange ehe die anderen kamen, stand sie vor dem Restaurant, in dem sich die Statisten versammelten.

Am Eingang saßen zwei Burschen, Lilli mußte ihren Zettel vorweisen und man schrieb eine Nummer darauf. Nach und nach kamen sie an, setzten sich an Tische, tranken Kaffee. Dann holten einige aus ihrem Handköfferchen Schminkstifte und begannen langsam und andächtig das Gesicht zu bemalen. Die Wimpern wurden geschwärzt, die Augen nachgezogen, die Lippen zu einem Kußmündchen geschminkt. Die meisten kannten einander. Man rief herüber und hinüber, wechselte die Plätze. Sie fühlte sich ausgeschlossen aus diesem Kreis.

Ein dicker Mann rief durchs Megaphon: „Nur die Reihen 1—6 schminken, die übrigen können so bleiben." Jeder sah nach der Nummer, die auf seinem Zettel vermerkt war. Aber auch die, die „so bleiben" konnten, schminkten sich. Man konnte ja nicht wissen, vielleicht wurde man vom Regisseur bemerkt, kam zu einer Großaufnahme. Man mußte gewappnet sein. Merkwürdig sahen sie aus mit den bleichen Masken, den hochroten Lippen, umränderten Augen. Lilli drängte sich unwillkürlich die Erinnerung an Mumien auf, die sie einmal im Museum gesehen hatte. Wie gemalte Leichen, dachte sie. Was schrie der Mann da vorne schon wieder? „Alles in den Zuschauerraum zur Aufnahme. Plätze einnehmen."

Lilli saß zwischen einer Frau in blitzendem Pailettenkleid, mit hochrot gefärbtem Haar, und einem blonden Jungen in Smoking. Wie fein er aussieht, dachte sie, gar nicht wie ein Statist.

Die Scheinwerfer werden postiert. Der Operateur guckt durch den Apparat. „Nein — auf einen anderen Platz. Nein — doch wieder zurück. Alles bereit zur Aufnahme!" Der Regisseur, ein kleiner, beweglicher Franzose, erteilt seine Anweisungen. Der Hilfsregisseur macht den Dolmetsch. „Der Herr in Reihe 8, nein, nicht Sie, der andere neben der Dame in Grün, bitte zwei Reihen nach vorne neben die Dame in Rot. So!" Der große Filmschauspieler ist jetzt auch dazugekommen. Er sieht ganz anders aus als auf den Filmphotos. Lilli ist ein bissel enttäuscht. Der Aufnahmeleiter erklärt kurz die Situation: „Also: während einer großen Szene wird der Schauspieler wahnsinnig. Erst atemlose Stille, dann Unruhe im Publikum, zuletzt große Bestürzung. Probeaufnahme — los! — Halt! — Mehr Unruhe. Die Erregung ist nicht deutlich genug." Der Franzose läuft auf der Bühne hin und her macht die Mimik und die Gesten vor. Nochmals! — Probe! — Noch einmal, noch fünfmal. Endlich Aufnahme. — „Abblenden!" Während der Wahnsinnsszene gleitet der große Schauspieler aus und fällt hinten über. Es war ein Unfall, nicht vorgeschrieben in der Rolle, aber es macht sich sehr gut. Die Aufnahme wird natürlicher. Als er umsank, stieß Lilli einen kleinen Schrei aus. Er hat sich ein wenig das Bein verstaucht, dadurch entsteht eine Pause.

„Filmen Sie das erstemal?" fragt der blonde Junge neben ihr.

„N... Nein."

„Sind Sie beim Klub?"

„Nein."

„Wo haben Sie bisher gearbeitet?"

„Bei... bei der Ufa," stößt sie rasch heraus und merkt im selben Augenblick, wie ihr die Röte ins Gesicht schießt.

„Ich bin eigentlich nur zufällig hier. Ich bin ja Edelkomparse." Das Wort klingt aus seinem Munde, als ob er sagen würde: Prinz.

„Als Edelkomparse verdiene ich natürlich viel mehr, 25 Mark, aber heute war ich frei, da nimmt man die Kleinigkeit eben mit."

„Weiter — neue Szene." Das Publikum erhebt sich von den Plätzen und verläßt langsam das Theater. Probe — eins — zwei — dreimal — Aufnahme — —

Eine halbe Stunde Mittagspause. Der blonde Junge geht mit ihr ins Restaurant.

Sie bestellt eine Suppe, und beim Zahlen begleicht er auch ihre Rechnung. Die Kleinigkeit spiele doch keine Rolle —. Wie nett er ist. Wieder zurück ins Theater. Proben — Aufnahmen — Proben — Aufnahmen —.

Knapp vor Schluß plötzlich Nervosität unter den Statisten. „Was ist los?" Man hat gehört, für morgen werden wieder Zettel verteilt. Der Aufnahmeleiter brüllt durchs Megaphon: „Erste bis vierte Reihe hierbleiben, die anderen können weg!" Einige versuchen rasch, sich in die vorderen Reihen zu schmuggeln, die Gewiegten, die den Betrieb kennen, bleiben noch in den Ausgängen stehen oder drücken sich in den Ecken herum — vielleicht — jedenfalls abwarten. Lilli steht folgsam auf und will fort. Ihr Nachbar hält sie zurück. „Warten Sie noch!" Einige versuchen an den Mann, der die neuen Zettel verteilt, heranzukommen. „Bitte, mir auch einen." „Ich kann nicht, wir brauchen für morgen nicht so viele!" Als jeder der vorne Sitzenden seinen Zettel erhalten hat, bleiben ein paar Zettel übrig. Alles stürzt sich jetzt auf den Mann. Er hält die Hände hoch, sonst würde man ihm die Papiere entreißen. Man drängt, stößt den anderen zur Seite, tritt sich gegenseitig auf die Füße. Es geht um zehn Mark! Lilli hat die Situation nicht so rasch erfaßt. Sie steht ganz hinten und versucht, durch diesen Kordon schreiender, gestikulierender Menschen hindurchzukommen. Da vorne, in der ersten Reihe, steht ihr neuer Kamerad. Er wird ihr sicher helfen, vorwärts zu kommen. Sie kann noch gerade einen Zipfel seines Smokings erwischen. Aber er dreht sich unwillig um und stößt sie mit dem Ellenbogen zurück.

Lilli steht zuerst ganz fassungslos, dann macht sie kehrt und geht langsam zurück.

Vor dem Ausgang dreht sie sich noch einmal um. Der Blonde schwingt gerade — triumphierend einen weißen Zettel in der Luft.

„Wegen zehn Mark," sagt sie leise. Und zwei dicke Tränen rinnen ihr über die Backen, als sie aus der Tür geht.

Spanische Romanze vom Asphalt

Von Friedrich Koch-Wawra.

Wenn von Spanien die Rede ist, so denken wir an goldenen Pomp und feierlichen Stolz an steife Hüte und Gitarrenmusik in dunklen Gassen, an konserviertes Mittelalter — doch wir vergessen die Statistik der Kraftwagen, die im motorisierten Europa Spanien die zehnte, Deutschland die elfte Stelle anweist.

Als ich bei La Junquera über die Grenze kam, telephonierte ich von der Zollstation an meinen Freund, den Bischof von Figueras. Ich lernte ihn vor sieben Jahren in Argentinien kennen, als er noch Missionär war. Damals lebten wir am oberen Parana und besprachen in langen Nächten das Wesen der Dinge. Seitdem haben wir uns nicht wiedergesehen. Doch unsere Freundschaft wuchs durch zahlreiche Briefe und mancherlei Glückwünsche zu persönlichen Erfolgen. So ist es verständlich, daß ich die Stimme des Freundes am elektrischen Draht mit Freude hörte. „Willkommen auf spanischem Boden. Federico! Ich schicke dir sogleich einen Abgesandten entgegen. Bitte bleibe dort! Der Prälat Tancredo wird sofort abfahren."

Noch ehe ich etwas sagen konnte, war die Verbindung abgebrochen. Ich rauchte Zigaretten mit den Zöllnern und spielte mit dem Sargento eine Partie Schach, draußen an einem Tischchen im Freien.

Nach einer guten Stunde kam ein Motorradfahrer auf das Zollhaus zu. Ein Mensch in ölbeflecktem Wams. Der Mann im grauen Overall bremste, sprang von seiner Maschine und fragte nach mir.

„Gewiß, ich bin Herr Koch-Wawra aus Berlin. Der Herr Prälat kann wohl sicher nicht kommen?"

„Verzeihung, Sennor Prälat Tancredo bin ich selbst", sagte der Mann und schob seine Maschine auf den Kippständer. „Willkommen auf spanischem Boden! Der Herr Bischof erwartet Sie."

*

Von der Grenze bis nach Figueras zieht sich ein spiegelplattes Straßenband durch die katalonischen Berge. Eine schmale Asphaltstraße mit erhöhten Kurven und sandbestreuten Gefällen, eine vorbildliche Verkehrslinie des XX. Jahrhunderts.

Vor uns pufft der Prälat einher. Bauern, die des Weges kommen und in dem Motorradfahrer den geistlichen Herrn erkennen, schlagen ein Kreuzzeichen. Mag der Domherr auch noch so schief in der Kurve liegen — seine Rechte spendet doch den geistlichen Segen.

An einer Benzinpumpe machen wir halt. Ein zahnloser Alter schwingt den Pumphebel; ein Junge hält den Schlauch und rechnet umständlich ab.

„Ihr seid noch 25 Pesetas schuldig", spricht der Prälat. „Wollt Ihr sie nicht bald schicken? Es ist nicht gut, der Kirche schuldig zu bleiben."

„Gewiß, Vater, gewiß! Aber seht, wir haben Unglück gehabt. Unsere Kuh ist vorige Woche gestorben. Sie war unser einziger Besitz. Nun ist sie dahin, und wir müssen um Geduld bitten. Es ist schwer für kleine Leute, sich durchzuschlagen. Wenn wir wenigstens die Oelstation bekommen hätten, die Ihr uns versprochen habt! Nun hat sie der Agusto Silva unten im Dorf gekriegt! Am Benzin ist doch nichts zu verdienen! Warum ist es nicht geschehen, wie Ihr's versprochen habt, Vater?"

„Ich bin eins mit Euch im Schmerz über diesen Vorfall. Doch sendet das Geld, sobald Ihr's habt!"

Ich befrage den Prälaten.

„Wieso kriegen Sie Geld von dem Benzinwirt? Bei uns in Berlin ist es meistens umgekehrt."

„Ach, wissen Sie, die Pumpe ist noch nicht alt. Sie besteht erst seit kurzem. Vorigen Monat habe ich sie eingesegnet. Der Mann hat nur die Hälfte bezahlt. Er ist ein vivo, wissen Sie! Man muß seinen Klagen kein Gehör schenken." — — —

*

Im offenen Portal steht mein Freund, der Bischof. Wir steigen aus, Kläre und ich.

Ich habe mit Kläre ausgemacht, daß sie der spanischen Sitte folgen und unserem Gastgeber die Hand küssen soll. Erst hatte sie zugesagt, aber nun tut sie's doch nicht.

„Sie ist noch ein Kind, deine Gefährtin!" sagte der Gute, legt väterlich seine Linke auf ihre Schulter und begrüßt sie mit einem warmen, lateinischen Händedruck. Da beugt sie sich nieder, die stolze, feine Kläre mit dem Abitur und der Tennismeisterschaft, und tut, wie ihr geheißen.

Wir speisen zusammen und trinken blauroten Wein aus dem Jahre 1890. Der Bischof, der Prälat, wir beide, und noch ein fünfter Gast, ein Ingenieur vom benachbarten Kraftwerk. Don Jaime Sala hat in Charlottenburg studiert und spricht das Deutsche mit dem Wohlwollen des Spaniers, dem es gut ging in der Gegend am Kurfürstendamm.

Wir hören Radiomusik aus Berlin und erfahren von einem Brand in Moabit. Das Deutschlandlied klingt vorüber, die letzten Töne ersterben in den Bücherreihen der alten Bibliothek. Kläre wird zu Bett geschickt. Eine Schwester holt sie ab. Der Ingenieur Sala lächelt in sein Weinglas...

*

Es kommen viele beurlaubte Engel ins Palais. Frauen von katalonischer Schönheit, um ihre Wagen segnen zu lassen.

Die Segnung geht so: Mein Gefährte vom Rio Monday reicht der Dame wie auch dem Schofför die Hand zum Kuß. Ein Prälat hebt die Motorhaube. Dann besprengt mein Freund den Motor mit geweihtem Wasser und erfleht den Segen Gottes für den Wagen B 18 773, Motornummer 88 329. Er legt dem Kühler die Hand auf und spricht: „Der Herr sei mit diesem Wagen auf allen seinen Wegen!" Schließlich wird eine kupferne Plakette mit dem Heiligen Christoph, dem Schutzpatron des Kraftwagens, unter der Haube befestigt, und fortan steuert die Dame selbst...

Mit einem Empfehlungsschreiben an den Prior des Klosters Monte Calvario versehen, fahren wir ab...

Ein glitzerndes Band aus spiegelglattem Asphalt führt hinunter nach Asturien. An einer Wegkreuzung steht ein altes Vehikel, eine wurmstichige Tarantel aus den Kindertagen der Fordfabriken.

Am Steuer sitzt ein junger Mann mit einem steifen, schwarzen Hut auf dem klassischen Kopf. Er hält die Hand hoch erhoben.

„Wohin des Weges, Freunde?"

„Zum Monte Calvario."

„Seht an, zum Monte Calvario! Es sind noch 67 Kilometer bis dorthin. Sagt, hättet ihr vielleicht einen Schraubenschlüssel 14/16? Mein Federbolzen ist locker."

Der Herr stellt sich vor. Felipe Silva, Leutnant aus Guadalajara.

Ich ziehe meinen Rock aus, werfe ihn dem steinernen Heiligen über den Arm und löse des Leutnants Federbolzen. Unterweil pürscht er sich an Kläre heran. Das gefällt mir nicht.

Ich schmeiße den Schlüssel auf den Asphalt.

„Vielleicht probieren Sie selbst einmal, lieber Leutnant?"

„Ich bin traurig, Freund aus Deutschland. Was haben Sie gegen mich, Lieber? Bitte, helfen Sie mir weiter! Warten Sie, ich werde Sie unterhalten. Wir spielen ein Lied, das Ihnen Freude machen wird. Ich bin nämlich betrübt, mein Herr. Schmerzen, von denen man nicht spricht. Meine Seele weint..."

Der Leutnant stellt ein Grammophon aufs Trittbrett, legt eine Platte auf und schraubt die Nadel fest. Und er spielt, was meiner Seele wohltut (so wahr mir Gott helf): Einen uralten deutschen Schlager. „Ist denn kein Stuhl da für meine Hulda?" mit Orchesterbegleitung und Lacheinlage, wobei ich herzlich mitlachen muß. Ich rutsche von der Stoßstange. Der Schraubenschlüssel fällt klirrend zu Boden.

Da merkt der Leutnant, daß er irgend was falsch gemacht hat und stellt die Musik ab...

Die Straße von Ribas nach Badajoz ist das Seltsamste, was man sich denken kann. Abseits aller Verkehrswege liegt das blanke Asphaltband mitten in der Provinz Extremadura, die — wie schon ihr Name besagt — die „die äußerste Härte" der Geographie bedeutet. Ein normaler Verkehrsweg verläuft in Windungen, weil er Berge und Täler bewältigen und sich dem Gelände anpassen muß. Nicht so die „Interkommunale Carretera Nr. 15 der Provinz Extremadura". Sie führt beim Bauern Alvarez vorüber, beim Fürsten de Riveras, nimmt auch den Weinbauern Gomez noch mit, der dort oben mit Blausäure den Rebläusen nachstellt; sie geht weiter zum Herrn Pfarrer, zum Metzger Totosaus, zum Küster Quintana und klettert auch noch zum Viehhändler Albanesi hinauf, ehe sie weiter schleicht von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf.

„Wie weit ist es noch bis Badajoz?"

„Noch sieben Meilen."

Wir puffen vorsichtig weiter im Leerlauf, wenn's bergab geht; denn wir sind auf diese Gevatternstraßen nicht vorbereitet gewesen und müssen haushalten mit unserem Rest Benzin.

Wir fragen einen Vikar, der des Weges kommt.

„Wie weit ist es noch bis Badajoz?"

„Noch acht Meilen."

Es wird immer mehr statt weniger.

Es naht der Augenblick, da wir ernstlich zu Rate gehen. Sollen wir weitergehen oder beim nächsten Dorfschulzen parken und um Benzin telephonieren? Es ist gefährlich, es auf den letzten Schoppen Shell ankommen zu lassen.

Wir sitzen verzweifelt unter einem steinernen Alonsius, vor uns der verstaubte Wagen, über uns der blaue Himmel mit der sengenden Sonne von Extremadura. Da naht vom Berge her ein Kraftwagen. Ein offenes Kabriolett. Am Steuer sitzt ein barhäuptiger Mann mit dunkler Hornbrille und weißem Schillerkragen. Am Kühler baumelt ein Rosenstrauß. Doch das Seltsamste ist das weiße Nummerschild mit dem roten Stempelklecks III 17 822 — ein Wagen aus Leipzig? Noch ehe wir das D erkennen können, hat der Mann bereits gestoppt, angesichts unserer verstaubten Nummer IA 5317 — —

„Deutsche? — „Ja, Deutsche."



Die Wasserknappheit der deutschen Flüsse

infolge der anhaltenden Dürre wird durch das Bild illustriert, das das besorgniserregende Fallen des Wasserspiegels der Oder bei Breslau zeigt.



Aus Jerusalem

Die Brunnenkapelle am Tempelplatz.

„Deutscher! Grüner ist mein Name."

Wir stellen uns vor.

Herr Grüner freut sich, männlich und laut, schallend-aufrichtig; er nimmt phonetisch von der Provinz Extremadura Besitz und lacht, daß seint Hängewangen zucken. „Na, dann trinken wir vielleicht mal 'n Töppchen?"

Während Herr Grüner in seinem Koffer nach geistigen Getränken sucht, wartet ein Eselgespann auf Durchfahrt. Doch der Herr aus Leipzig nimmt sich so über alle Maßen viel Zeit, seine Effekten zu durchsuchen und wieder zu glätten, daß der Bauer zaghaft andeutet: Ob der Herr vielleicht sein Fahrzeug ein bißchen —?

„Hombre! Que barbaridad! Madre mia, paciencia! Paciencia!"

Herr Grüner weist entrüstet ab. In der Linken eine Flasche Chartreuse, die Rechte hoch erhoben. — Unser Landsmann schimpft auf Gallego und gebraucht bäuerliche Termen, die in keinem Wörterbuche stehen.

„Da seht mir doch einer an! So ein Bruchbauer! So ein Paket von Ungeduld und breitem Mundwerk! So ein Loch! So ein hohler Sack, den der ärmste Niemand noch aufblasen kann! So eine Null von Jammer und Eseldreck! Willst du wohl warten lernen, du Niemand?"

Diesem Menschen aus Leipzig gehört Extremadura. Herr Pablo Grüner hat die Provinzen Salamanca, Galicia und Extremadura als Alleinvertreter und bereist sein Reich mit Musterkoffern. Er kennt die Präfekten und die Pfarrer, die Alkalden und die Aerzte, und jeder Zoll Boden gehört irgend einem Freund von ihm. Herr Grüner kennt den König und den Diktator und schätzt die Politik, die seinem Auftragsblock nützt. Er liebt die Ordnung, und den Gewinn aus schuldlosem Handel und kann schimpfen, auf wen er will.

Wir fahren unseren Wagen zum Alkalden von Ortiz hinein; Kläre bleibt bei ihm zu Gast.

„Ihre Dame kann bleiben, solange sie will, ohne jedes Obligo Ihrerseits, versteht sich. Der Mann ist ein Freund von mir."

Es wird so geordnet, daß ich mit Herrn Grüner nach Badajoz hinunter fahre und noch heute abend mit zehn Litern Benzin zurückkehre, und zwar zu Pferde. Herr Grüner wird in Badajoz für das Roß bürgen, und der Eigentümer mag es sich morgen aus Ortiz zurückholen...

Doch es kommt nicht dazu, daß ich noch Benzin kaufe in Badajoz. Ich muß mit Herrn Grüner vor ein fürnehmes Haus gehen und seine Vielgeliebte kennen lernen.

Don Pablo Grüner nimmt den Rosenstrauß vom Kühler, bläst den Staub von Blättern und Blüten und hüllt ihn in ein Stück Seidenpapier, das er plötzlich zur Hand hat. Wir schreiten fürbaß durch eine finstere Gartenstraße.

„Es ist ein Mädchen aus bester Familie, müssen Sie wissen. Also keine Anzüglichkeiten, versteht sich. Ihr Vater ist Polizeikommissar, ein Freund von mir. Ich verkaufe viel an die Behörden hier in Badajoz."

Fräulein Paquita ist in der Tat das Vollkommenste an Jugend und Schönheit, was man sich denken kann. Sie steht hinter Gitterstäben und erwidert betörende Beteuerungen. Don Pablo spricht die Sprache der Stunde, so wie ein Meister auf einer kostbaren, alten Geige spielt. Er singt in hellen Tönen auf der A-Saite der Liebe, um mit einem langen Läufer hinunter zu fiedeln auf satte Akkorde. Er preist den Selbstwert der Schönheit und schildert die Größenordnung der Weltstadt Berlin, die doch nur ein jämmerliches Bißchen sei für Paquita, die Schönste von Iberien... Er beschreibt die Mühseligkeit der Geschäfte und trillert wieder hinauf zu diesem einzig schönen Vibrato: Nur die Freude auf das Wiedersehen mit ihr, Paquita, ließe das Leben wertvoll erscheinen... Und ob sie denn schon mit ihrem Onkel gesprochen habe.

Gewiß, Paquita hatte mit ihm gesprochen. Und der Onkel wird morgen gerne bereit sein, Herrn Grüner zu empfangen und seine Muster anzusehen. Da wird es allmählich Zeit, sich zu verabschieden. Don Pablo will morgen abend wieder an die Pforte kommen.

„Wissen Sie was? Sie können heute doch nicht mehr zurück nach Ortiz. Gehen Sie mit mir zur Polizeikaserne! Dort werden Sie sofort telephonische Verbindung mit Ortiz bekommen, gratis, versteht sich, Freunde von mir! Sie sagen Ihrer Gattin Bescheid, daß Sie morgen erst kommen! Uebrigens, Sie können dort auch zur Nacht bleiben, völlig kostenlos, ohne jedes Obligo. Ich schlafe ja auch dort. Ich schlafe immer bei der Polizei. Auch das Pferd können Sie von der Guardia Civil kriegen. Das werden wir morgen schon regeln."

Die Polizei von Badajoz ruft in der Tat den Alkalden von Ortiz an und meldet meine Ankunft für morgen mittag. Die Dame möge sich nur zur Ruhe begeben.

Die Polizei von Badajoz läßt auch eine Zelle für mich zurechtmachen. Es wird eine Matratze frisch überzogen. Don Pablo fährt seinen Wagen III 17 822 auf den Hof der Kaserne und begibt sich zur Ruhe in Zelle 3. Ich lege mich nieder in das Feldbett der Zelle 4. So schlafe ich friedsam und zu treuen Händen ein, völlig gratis, versteht sich, ohne jedes Obligo...

Mettes Verstand

Von Harald Bergstedt.

Die kleine Mette war nur drei Jahre alt, weswegen man ja von ihr nicht verlangen konnte, daß sie schon alles mögliche verstehen sollte, wie wir anderen, die so fabelhaft gescheit sind.

Bekam sie zum Mittagessen Brotsuppe, dann sagte sie: „Bitte, etwas mehr Sauce!" — „Haha — nun meint sie, daß das Sauce ist," höhnte Polle, ihr großer Bruder, „sie ist auch wirklich zu dumm." Polle war ganze fünf Jahre alt und so klug — einfach staunenswert. Eines Tages setzte man Mette süße Fruchtsuppe vor: „Das ist ja grüne Milch!" meinte sie.

„Grüne Milch! Herrgott!" entrüstete sich Polle. „Sie hat eben einfach keinen Verstand."

Tags darauf gab's Milchbrei. „Ich möchte dern etwas Kamel haben," bat Mette.

„Hoho — nun will sie „Kamel" haben," höhnte der Bruder. „Willst du nicht lieber etwas Dromedar daraufstreuen? Das tun jedenfalls alle gescheiten Leute."

„O — ja — Mutter, dann möchte ich auch um etwas Dromedar bitten!" — Alle fingen an zu lachen, aber der Vater sagte: „Ja, ja, kleine Mette, du bist ein gutes Kind, aber dein Verstand ist vorläufig noch recht klein. Hier hast du Kaneel für den Brei!"

Mette blickte sich verwundert um. Dann sagte sie: „Mutter, wo sitzt der Verstand?" — „Oben im Kopf, mein Kind!" — Mette befühlte ihren Kopf, auf dem eine kleine schwarze Schleife wippte.

„Mutter, ist das der Verstand?" Allgemeines Gelächter. Polle bekam das Essen in den verkehrten Hals und mußte sich in der Küche in eine Ecke stellen. — „Du hättest mir auch wirklich einen größeren Verstand geben können!" sagte Mette, die dem Weinen nahe war. „Warum soll ich denn eigentlich immer mit einem so kleinen Verstand umherlaufen?" — Die Mutter tröstete sie und sagte, daß sie ihr einen großen „feinen, neuen" Verstand schenken wolle, damit sie nicht mehr gehänselt werde. Als die kleine Mette am nächsten Sonntag angekleidet wurde, brachte ihr die Mutter die feinste hellblaue Haarschleife, die man sich denken kann. „Der ist rot," meinte Mette, „nun habe ich einen roten Verstand!" — „Rot nun gerade nicht, aber was du noch nicht hast, kannst du bekommen." Seitdem erhielt Mette sowohl einen roten wie einen grünen Verstand, einen weißen und einen lila Verstand, welch letzteren sie ihren „Villa-Verstand" nannte. „Nun brauche ich meinen alten Verstand nicht länger," meinte Mette, worauf der alte Verstand in den Ofen wanderte, und Mette paßte seitdem sehr genau auf ihren Verstand auf.

Jeden Abend, wenn sie zu Bett ging, nahm sie stets den Verstand sorgfältig ab und legte ihn während der Nacht in die Schublade, damit er nicht zerknüllt würde. Sie wickelte ihn um den Kamm, so daß er am nächsten Morgen immer fein und glatt war.

Am Sonntagmorgen sagte sie stets zu ihrer Mutter: „Welchen Verstand soll ich heute nehmen, ich habe ja genug Auswahl!" Wenn Mette mit ihrer Mutter spazieren ging, spiegelte sie sich stets in sämtlichen Fensterscheiben, um zu sehen, wie ihr Verstand saß. „Paß ja gut darauf auf," meinte die Mutter. „Das werd' ich schon tun, denn jetzt bin ich ja gescheiter als zuvor!"

Da kam ein richtiger scheußlicher Sturmtag — und die kleine Mette hatte Pech. Beim Ballspiel war sie auf die Allee hinausgeraten, ein böser Windstoß kam angefegt, die Zweige zerknickten nur so und eine Wolke vertrockneter Blätter umgab sie. —

Ihre feine Haarschleife hatte sich gelockert — und — futsch war sie — — — Mette weinte. Sie schrie laut auf. Sie faßte sich an den Kopf — aber — die Schleife war unwiderbringlich fortgeflattert — die feine, rote Schleife... Welch Herzenskummer! —

„Aber, warum weinst du denn, kleines Mädchen?" fragte ein freundlicher alter Mann mit weißem Bart. — „Ich habe meinen Verstand verloren," jammerte sie und schluchzte, daß sie am ganzen Leibe zitterte. „Das ist ja furchtbar," sagte der nette alte Mann und wußte sich keinen Rat, denn Mette weinte immer heftiger.

„Aber, was in aller Welt fehlt denn dem Kind?" fragten zwei Weiber, die aus dem Walde angewackelt kamen und Reisigbündel auf dem Rücken trugen. „Es schreit ja rein, als ob der Teufel los ist. Was ist denn nur geschehen?" — „Sie hat den Verstand verloren," berichtete der alte freundliche Mann, „was fangen wir nur an?" — „Waas — sagen — Sie —?" — „Mein Verstand ist weg," jammerte Mette, „und ich kann ihn nicht wiederfinden!" — „Armes, unglückliches Kind!" lamentierten die Weiber und schlugen die Hände verzweifelt zusammen. „Wir müssen sie ja nach Hause bringen zu den bedauernswerten Eltern. Wer bist du? Wo wohnst du?" — Aber Mette konnte kein Wort hervorbringen, und als sie sich bemitleidet fühlte, wurde die Sache noch viel schlimmer. „Weiß sie denn nicht, wo sie wohnt?" fragte der schickliche alte Mann. — „Nein, das können Sie wohl begreifen," meinten die Weiber, „wenn sie doch ihren Verstand verloren hat. Wir müssen einen Polizisten suchen. Hallo — hallo —" Sie winkten einem Chauffeur, der aus seinem Auto herauslugte. „Was ist denn los?" „Könnten Sie nicht dieses bedauernswerte kleine Mädchen nach der Polizeiwache fahren? Sie hat nämlich ihren Verstand verloren — O Gott — O Gott!" — „Waas hat sie?" — „Er ist fortgeflogen," jammerte Mette. „Da können sie selbst hören," meinten die Frauen, „es ist ja auch ein entsetzlich stürmischer Tag."

Als sie gerade dabei waren, Mette ins Auto zu setzen, kam Polle angelaufen: „Mette, Mette, komm nach Hause zum Mittagessen..." — „Kennst du sie?" fragten die Weiber. — „Das ist doch meine Schwester!" — „Armer kleiner Junge, dein Schwesterchen hat den Verstand verloren!" — „Naa — das ist ja eine nette Bescherung — dann wird's Schläge geben, wenn sie heimkommt!" — „Pfui — schäm dich — du Lümmel — hast du denn kein Mitleid mit deiner kleinen Schwester, die den Verstand verloren hat?" — „War es denn der weiße oder der blaue Verstand?" — „Der rote," schluchzte Mette. — „Ja, aber der hängt ja dort im Dornbusch! rief Polle. „Ja — da ist er ja!" jubelte Mette. Hastig sprang sie an den Dornbusch heran, griff nach der roten Schleife und eilte Hand in Hand mit ihrem Bruder nach Hause...

„Nein, aber sooowas habe ich noch nie erlebt," verwunderten sich die Weiber." „Der Verstand hing im Dornbusch," sagten die Kinder...

Die Weiber trotteten heimwärts, um sich warmen Kaffee zu machen. Der Chauffeur schüttelte den Kopf, kurbelte an — und — verschwand...

Nur der alte freundliche Mann mit dem weißen Bart und dem Stock in der Hand blieb stehen. Er schüttelte den Kopf und blickte lange und nachdenklich in den Dornbusch —

Es gelang ihm aber nie und nimmer, zu ergründen, welche Bewandtnis es mit dem Verstande der kleinen Mette hatte —

Expresseier

Von Victor Auburtin.

Die Amerikaner, denen wir schon viel Gutes verdanken, haben eine Erfindung gemacht, durch die das Legen von Eiern verbessert und beschleunigt werden soll.

Das Verfahren ist ganz einfach, man braucht nur die Hühner am Schlafen zu verhindern.

Zu diesem Behufe verfährt man so: Wenn das Huhn ins Bett geht, was es bekanntlich sehr zeitig tut, und wenn es eben einnicken will, wird es mit elektrischen Lampen und Scheinwerfern beleuchtet. Nun weiß das Huhn nicht, was es machen soll. Schlafen kann es nicht, den „Neuyork Herald" lesen will es nicht, so fängt es denn aus langer Weile an, Eier zu legen, die ganze Nacht hindurch, ohne Unterlaß. Es sprüht Eier, wenn man so sagen darf.

Und so ist es gelungen, aus einer Farm im Laufe eines halben Jahres sechstausend Eier mehr herauszuholen, die dann von der Chicago Eggs Manufacturing Company Ltd. verwertet werden, also in Kalk gelegt oder zu Konserven verarbeitet oder zur Anfertigung von Kunstkäse benutzt, oder was die Amerikaner so unter Eiergenuß zu verstehen pflegen.

Was mich anbetrifft, ich möchte auf diese Art von Patenteiern verzichten und lieber bei der alten Art bleiben.

Wohl jeder von uns ist in seiner Kindheit einmal auf dem Bauerngute einer Legehenne nachgeschlichen, wenn diese Henne die Absicht verriet, im Stall heimlich ein Ei niederzulegen. Und wer das nie getan hat, der ist kein richtiger Mensch, und der ist seines Lebens nicht ganz teilhaftig gewesen.

Da muß also jeder wissen, mit welcher Ruhe und mit welchem Bedacht die Henne bei diesem Geschäft zu Werke geht. Sie klettert vorsichtig die Treppe zum Stall hinauf und wenn sie sich beobachtet glaubt, kehrt sie wieder um, weil es gar keine Eile hat. Und manchmal geht sie so schlau zu Werke, daß es ihr gelingt, fünf Eier auf den Stallboden zu legen, die zu entdecken dann allerdings ein ganz großes Erlebnis ist.

Die Eier, die so entstanden sind, haben einen besonderen und feinen Geschmack, namentlich wenn man sie hart kochen läßt; sie haben eine Würze wie von Heu, und von einem langen, stillen, durchsonnten Tage.

So etwas fühlen aber nur die Kinder heraus oder die Philosophen. Die Chicago Eggs Manufacturing Company Ltd. hat davon keine Ahnung.



600 Jahre Stadt Günzburg

Die Stadt Günzburg in Schwaben — am Einfluß der Günz in die Donau — begeht am 21. September die Feier ihres 600jährigen Bestehens als Stadt. Als Siedlung ist Günzburg ohne Zweifel sehr viel älter. Denn zahlreiche Spuren römischer Bauten deuten auf eine ehemalige Römersiedlung hin.

Ragula

Von Jesper Ewald.

Ragula hatte breite Schultern, schmale Hüften und war von einem englischen Schneider gekleidet. Der Neger verriet sich nur durch das hellrosa Hemd und den orchideenfarbenen Schlips. Sein Gesicht war stets ruhig. Ein gemeißeltes blankes Gesicht wie angelaufenes Kupfer. Er war Mulatte, hübsch, ein verteufelter Kerl, und seine Eigenart bestand darin, mitten auf dem Tanzboden der Bar hoch aufgerichtet an der Säule zu lehnen und sich beglotzen zu lassen.

Sein ganzes Wesen drückte nur Verachtung aus, und zwar ohne Gesten oder Mienenspiel, sondern nur durch seine erstarrte Pose, die niemand beleidigen konnte. Niemals begegnete man seinem Blick, denn er sah niemand an. Und trotzdem hatte man das Gefühl, daß nichts seiner Aufmerksamkeit entging. Ragula war ohne Freunde. Hatte nicht mal Bekannte. Aber man wußte von ihm, daß er in Haarlem, dem Negerviertel bei Neuyork, eine Rolle gespielt und in London ein Examen bestanden hatte und jetzt in Paris weilte, um Jura zu studieren. Irgendein Zauber ging von ihm aus. Als Europäer fühlte man sich abgestoßen, und trotzdem zog Ragula an. Ohne sich populär zu machen, indem er mit jemanden gesprochen hätte, stand er Abend für Abend an die Säule gelehnt, mitten im Saal und repräsentierte Afrika, die kommende Nation. Irgendetwas wie Spannung schwebte um Ragula. Er wirkte. Aber wann würde er sich dazu herablassen und diese seine Wirkung anerkennen und sich eine Freundin wählen? Jede einzelne der weiblichen Stammgäste hatte er hypnotisiert und war deren Schwarm geworden, deren Sehnsucht. Aber er beachtete sie nicht. Er stand an seiner Säule und beschränkte sich darauf, als eine Art Symbol, ein Götzenbild, das ins Zentrum der Zivilisation gereist war, ein Schrei aus dem Urwald, etwas Unüberwindliches zu repräsentieren. Die jungen Europäer umkreisen den Mulatten, befühlten seinen Anzug, boten ihm Getränke an, lächelten ihm zu und bewunderten ihn ängstlich.

Viele verbissen sich in Rassenhaß und achteten die Kraft, die von Ragula ausstrahlte, bewunderten ihn als zoologisches Phänomen und als späteren Konkurrenten auf dem größten und gefährlichsten aller Schlachtfelder. Ragula wies nichts ab, kam aber auch niemand entgegen. Nach seiner afrikanischen Auffassung fand er es nicht mehr als recht und billig, daß diejenigen Männer ihm Opfer und Huldigungen entgegenbrachten, deren Freundinnen jeden Augenblick dazu bereit waren, vor seinem Blick zu fallen.

Ob er es als eine Art Mission betrachtete, so stillschweigend das Gefühlsleben in jener kleinen Provinz, welche Quartier Latin heißt, zu terrorisieren, mag dahingestellt bleiben. Man wußte, daß Ragulas Großeltern Kolonialsklaven gewesen waren — es gab also wohl irgendetwas, das er rächen wollte.

Ueber Ragula wurde viel disputiert. Die Frauen behaupteten, daß ein Neger auch ein Mensch sei, was zu der weiteren Schlußfolgerung Anlaß gab, daß ein Mulatte, der halbweiß ist, ein ganz extrafeiner Mensch wäre. Negerskulpturen und Negermusik hatten ja bereits die Welt erobert, und man war sich darüber einig, daß, wer Ragula etwa mit „Nigger" bezeichnete, sich auf einer viel niedrigeren Kulturstufe befand als der Mulatte.

Er wurde eingeladen und verhätschelt.

Er sagte nichts und enttäuschte niemand.

Ueberall lächelte man ihm zu, aber jene geistesabwesende Grimasse, die er dann und wann zur Schau trug, wenn er seine weißen Zähne zeigte, konnte man kaum als ein Lächeln deuten. In seinem Kupfergesicht verzog sich keine Muskel, selbst als eine Engländerin eine Debatte über eheliche Verbindung zwischen Schwarzen und Weißen heraufbeschwor. — — —

Eines Abend erschien Percy B. Nicolis, nahm ein Getränk zu sich und tanzte dann mit Leonie.

Percy war Jurist, stammte aus Boston, war sehr lang und im übrigen anzusehn wie eine gutmütige Puppe.

Fast ländlich gesund war die Farbe seiner Haut. In seinen Augen konnte man lesen, daß er grundehrlich war — und gleichzeitig herzlich unbegabt. Nach europäischer Auffassung schien er fast stupide.

Es unterlag aber keinem Zweifel, daß er es verstehen würde, Dollars zu verdienen und mit der Zeit eine Kunstsammlung von Europa importieren. Er war ein Typus wie Ragula. Der eine Typ hatte sich durch Jahrtausende im Urwald gebildet als Genosse von Nashörnern und Schlangen — der andere war auf den Getreidefeldern Zentralamerikas herangereift.

Englische Kultur auf die Weide geschickt und verjüngt.

Die Wege des Schicksals sind unentwirrbar. Gerade an diesem Abend gab Ragula seine passive Haltung auf. Langsam schritt er auf Leonie zu, die rotblond und verführerisch bei Percy B. Nicolis saß. Sie erhob sich mit einer Miene, als habe dieser Augenblick weltgeschichtliche Bedeutung — und — tanzte mit Ragulas. Sie hatten kaum einige Schritte durch den Saal gemacht, als Percy B. Nicolis sich erhob und den Mulatten zu Boden schlug.

Es wurde still.

„Steh auf!" befahl Percy.

Ragula erhob sich. „Scher dich hinaus!" sagte Percy.

Ragula schlich sich fort, während Percy weiter mit Leonie tanzte.

Er zürnte ihr nicht. In der Pause berichtete man ihm, daß er sich an einem Studienkollegen vergriffen habe, an einem schwarzen Bruder.

Percy sperrte die Augen auf, glotzte mißtrauisch und sagte fast mit bäurischem Staunen: „Well — ich dachte, er sei ein anmaßender Kellner!"

Seit jenem Abend verschwand Ragula. Man wußte nicht, wo er geblieben war, und im Grunde war niemand neugierig, es zu erfahren, denn er sitzt wie eine schwarze, unheimliche Erinnerung in allen, die ihn trafen.

Einige sehn in ihm eine Gefahr, andere die durstige Seele, den suchenden Wilden, der seine Hände nach den Schätzen einer anderen Kultur ausstreckte, um dann roh hinausgeworfen zu werden. Nur einer hat totsicher den Mulatten vergessen: — Percy B. Nicolis. Und das dürfte die eigentliche Moral von der Geschichte sein.



Der Schauplatz eines Dramas oder eines Schwindelmanövers?

Auf dem Königsee bei Berchtesgaden wurde ein Boot treibend aufgefunden, in dem ein Stock, ein Hut, ein Schlüsselbund und eine schwarz-rot-golden umränderte Karte mit der Aufschrift: „Dem Finder eine Belohnung von 100 Mark" lagen. Das Boot war von einem vierzigjährigen Mann gemietet worden, der am selben Tage ohne Angabe seiner Personalien im Hotel Königssee abgestiegen war. Der Fremde hatte einen Brief hinterlassen, in dem er mitteilt, daß er aus politischen Motiven — namentlich wegen seiner indirekten Beteiligung an den Bombenattentaten — aus dem Leben scheide.

Das Wiedersehen

Von Hardy Worm.

Sebastian Schwing stieg aus dem Zuge. Er überschattete die Augen mit der Hand und blickte den Bahnsteig hinunter. Am Gitter standen einige Kinder. Sie stießen sich an, machten runde Mäuler und betrachteten den einzigen Fremden der aus dem Zuge gestiegen war und scheinbar auf etwas wartete.

Sebastian Schwing nahm seinen Handkoffer auf und ging durch die Sperre. Da stand er schon auf der Straße, die durch das Städtchen führte. Dieser Straße, auf der er vor vierzehn Jahren so oft dahingeschritten war, hinein in die Dämmerung, die hinter den Bergen wartete.

„Nichts, nichts hat sich verändert", murmelte Schwing. „Nur in uns ist vieles anders geworden. Vieles liegt zerbrochen auf dem Wege, verstaubt, durch harte Füße zertreten."

Schon tauchten die ersten Häuser auf. Diese merkwürdig verkrüppelten Häuser, die im Schoße des Bergwaldes lagen, hilflos wie ein Kind, das sich an der Mutter emporzieht.

Er schritt aus. Er ging geradewegs auf das kleine Hotel zu. „Ein Zimmer, bitte! Nein, wahrscheinlich nur für diese Nacht. Mein Gepäck? Hier ist meine Handtasche." Und Sebastian Schwing ging hinter dem Hausdiener die knarrende Treppe empor.

Sanft glitt der Abend hernieder. Blaue Schleier wehten um die Berge. Drei Ackerknechte zogen singend in die Schenke. Sebastian Schwing schloß das Fenster. Er fühlte sich müde und zerschlagen. — —

Der Morgen stand groß und klar über dem Städtchen. Es war ein Sonntagsmorgen. Die Glocken der Kirche schleuderten ihre Töne in die Luft.

Sebastian Schwing ging nicht in die Kirche. Sebastian wurde allein mit sich fertig. War stets allein mit sich fertig geworden. In den Sumpflöchern der Champagne, in den Wäldern der Argonnen. Und auch später. Auch später, wo dies hier alles war? Dort oben auf dem Berge das Lazarett. Und hier unten die Frau, die er liebte, die ihm aber nicht gehören wollte, weil sie an ihren blinden Mann gefesselt war, an diesen hilflosen, tastenden Mann, dem der Krieg das Augenlicht geraubt hatte.

Sebastian kleidete sich an. „Warum, warum? Was will ich hier?" fragte er sich immer wieder. Seit zehn Jahren hatte er keine Nachricht mehr von ihr. Er wußte nicht, ob ihr Mann noch lebte. Er wußte nur eins: daß mit einem Male die Sehnsucht, noch einmal zurückzukehren an eine Stätte, wo die Blumen noch einmal so süß dufteten, die Luft noch einmal so lind war wie in der großen Steinstadt, in der er jetzt hauste.

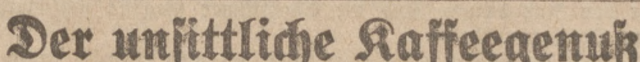
Sebastian ging die Treppe hinunter. Er aß eine Kleinigkeit. Aber er getraute sich nicht, den geschwätzigen Wirt nach ihr zu fragen. Er getraute sich nicht. Ist das nicht lächerlich? Ein vierzigjähriger Mensch hat Scheu, hat Angst, einen Unbeteiligten nach einer Frau zu fragen. Er hätte ja die Frage geschickt einkleiden können. Etwa so: ich suche einen alten erblindeten Kriegskameraden. Nein, er getraute sich nicht.

Langsam schlenderte er durch das Städtchen. Dann blieb er stehen. Vor einem Brunnen, an dem er einst Abschied nahm. An einer Haustür, wo er einst eine weiße, zuckende Hand küßte. Eine Hand, deren Druck beseligende Liebkosung war.

Sebastian ging weiter. Durch einen Park, in dem die Vögel lärmten. Durch einen Wald, in dem das Schweigen war.

Und dann, gegen Mittag, traf er sie. Sie ging neben einem alten gebückten Manne, den sie führte. Neben einem blinden Manne, dessen Krückstock wie ein Totenfinger auf den Boden klopfte. Auch sie ging gebückt. Sie trug doppelte Last. Ihr Gesicht war zerrissen und grau vor Scham. Ihr Gesicht war entstellt.

Sebastian Schwing trat zur Seite. Sebastian Schwing fiel in sich zusammen. Mit einer ungeschickten Bewegung zog er den Hut. Ihre Augen aber trafen ihn nicht. Fremd, o so fremd glitten sie aneinander vorüber.

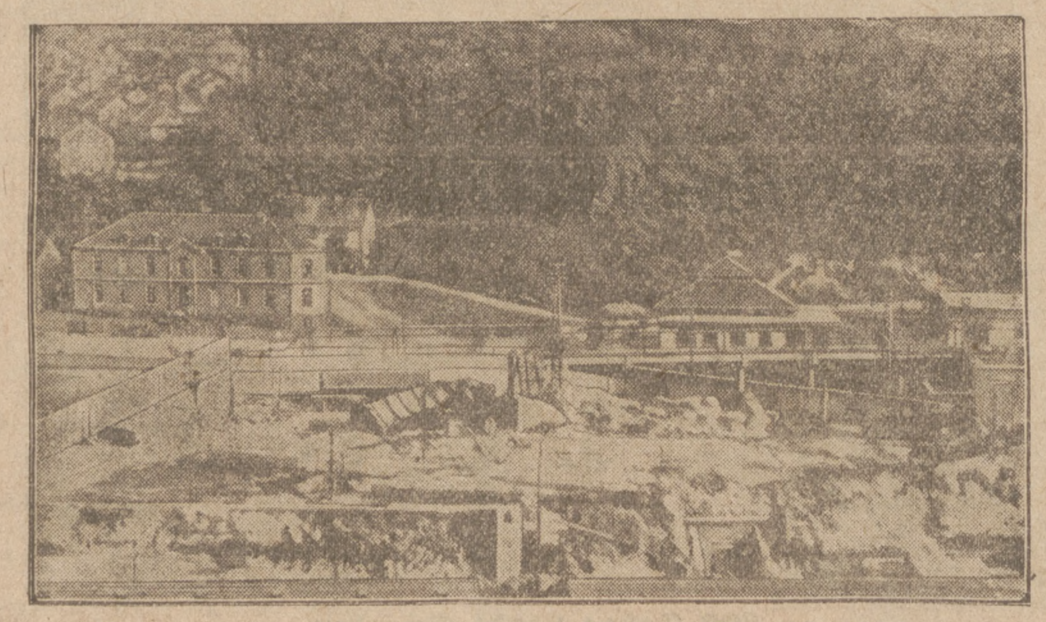


Der unsittliche Kaffeegenuß

Das ist nicht etwa ein Scherz, sondern einmal Tatsache gewesen. Sittlich bedeutet ja „der Sitte gemäß", und unsittlich ist alles, was gegen die Sitte verstößt; daher ist es das Schicksal alles Neuen und Ungewohnten, für unsittlich erklärt zu werden und gegen die durch Ueberlieferung und Religion geheiligten Gebräuche verstoßend. Wir haben ja selbst erlebt, wie gegen kurze Haare bei Frauen, gegen das Tragen anfangs fußfreier, später kniefreier Röcke als anstößig und die Sitten verderbend geeifert worden ist, ja die letzteren haben sich auch heute noch nicht völlig durchgesetzt und ihre Trägerinnen werden besonders von kirchlichen Eiferern noch immer in Acht und Bann getan. Mit der Wandlung der Sitten und Gebräuche wandeln sich eben notwendig auch die Anschauungen über das, was „sittlich" ist. Daher können wir uns nicht wundern, daß auch der Kaffeegenuß, als er erst im Aufkommen begriffen war, für unsittlich erklärt wurde.

Die ursprüngliche Heimat des Kaffeestrauches, der sog. coffea arabica, ist das abessinische Hochland, von wo die Pflanze und die Zubereitung des Getränkes erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts nach Arabien kam. Als das anregende Getränk sich verbreitete und in Mekka selbst in der Moschee während der Gebetstunden Kaffe getrunken wurde und bald auch Kaffeehäuser entstanden, ereiferten sich die Frommen im Lande gewaltig gegen die Sittenverderbnis, und im Jahre 1511 berief der Statthalter Kha 'ir Beg eine Synode, die sog. Kaffeesynode, die unter seinem Vorsitz den Genuß des Kaffees als berauschend und dem Wein ähnlich und daher den religiösen Geboten widersprechend völlig verbot. Noch 20 Jahre später wurden in Kairo, wohin der Kaffee zuerst von Arabien gekommen war, von aufgehetzten Volksmassen Kaffeeläden geplündert und ihre Besitzer mißhandelt. Trotzdem verbreitete sich das wegen seiner anregenden Wirkung so angenehme Getränk von Aegypten aus über Europa und die ganze Welt. Allerdings dauerte es sehr lange, bis der Kaffee zu einem Volksgetränk wurde; in Deutschland war er noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts ein Genuß, den sich nur vornehme und reiche Familien leisten konnten. Friedrich II. von Preußen z. B. monopolisierte den Kaffeehandel und verteuerte ihn in der ausgesprochenen Absicht, seinen Genuß nicht allgemein werden zu lassen.

Aber wie der Kaffeegenuß trotz alles Eiferns und aller Schikanen sich durchgesetzt hat, so ist es mit vielen Neuen gegangen und wird auch in Zukunft ebenso gehen. Wenn „der Mensch auch die Gewohnheit seine Amme nennt", so gewöhnt er sich doch allmählich immer an Anderes und vielfach Besseres — man braucht beispielsweise nur an das gemeinsame Freibaden der Geschlechter zu denken. Den Fortschritt verbürgen nicht die im alten gewohnten Trott Dahinlebenden, sondern diejenigen, welche ohne Scheu der Sitte zuwider das zunächst „unsittliche" Neue propagieren.



Doppelte Explosionskatastrophe auf einer saarländischen Grube

Auf dem St. Charles-Schacht der de Wendelschen Grube in Klein-Rosseln (unweit Saarbrücken) ereigneten sich während der Aufräumungsarbeiten nach einem schweren Explosionsunglück neue Schlagwetterexplosionen, die das Kesselhaus und die elektrische Zentrale in Trümmer legten und die Grube in Brand setzten. Bei beiden Katastrophen sind 23 Menschen getötet und 25 verletzt worden. Der Sachschaden wird auf 20 Millionen Franken geschätzt.

Fanfaren-Sonderkonzert bei Bugla. Als Abschluß der Saison findet bei günstigem Wetter am Sonntag von 3 Uhr an ein großes Sonderkonzert des gesamten 1. Kattowitzer Konzertorchesters mit Fanfarenmärschen und einem ausgewählten Programm statt. Die künstlerische Leitung hat Herr Kapellmeister Kirstein.

Beleuchtung der ulica Krakowska in Zawodzie. Der Magistrat in Kattowitz beabsichtigt in den nächsten Tagen an die Beleuchtung der ulica Krakowska im Ortsteil Zawodzie heranzugehen. Dort sollen insgesamt 12 Bogenlampen auf Eisenmasten installiert werden. Die Aufstellung erfolgt auf beiden Seiten der Straße, und zwar an den Straßenkreuzungen. Auf diese Weise will man auch die Nebenstraßen mit Licht versorgen.

Veruntreute Abonnentengelder. Veruntreuungen ließ sich die bei einer hiesigen Zeitung als Abonnentensammlerin beschäftigt gewesene Hedwig M. aus Schwientochlowitz zu schulden kommen. Das Mädchen, welches mit der Einkassierung von Abonnentengeldern beauftragt war, unterschlug in den Monaten Dezember v. Js. und im Monat März d. Js. die Summe von insgesamt 490,80 Zloty, welche sie für eigene Zwecke verbraucht. Aufgrund einer Anzeige hatte sich die Schuldige vor dem Burggericht in Kattowitz zu verantworten. Vor Gericht gestand die Angeklagte die Veruntreuung ein, führte jedoch zu ihrer Verteidigung aus, daß sie in großer Notlage gehandelt habe und bat um milde Bestrafung. Nach der Vernehmung der Zeugen wurde die M. wegen Veruntreuung in 2 Fällen zu einer Gesamtstrafe von 3 Wochen Gefängnis verurteilt. Der Beklagten wurde eine Bewährungsfrist von drei Jahren gewährt.

Königshütte und Umgebung

Was kommt zur Beratung.

In der am Mittwoch, den 25. September, nachmittags 17 Uhr, in der Aula des städtischen Mädchengymnasiums am Plac Kopernika stattfindenden Stadtverordnetensitzung kommen 19 Punkte zur Beratung. U. a. erfolgt die Einführung eines Stadtverordneten in sein Amt, Wahl von Mitgliedern in die verschiedenen Verwaltungskommissionen, Bewilligung von Krediten für eine Betonbrücke über die Rawa in Nowiarki, für den Ausbau des Anschlußgleises im städtischen Schlachthof, für die Anlegung eines Spielplatzes am Josefsplatz an der ulica Krzyzowa, Bewilligung einer Beihilfe für den Bau eines Konvikts in Tarnowitz, Annahme und Genehmigung der Jahresrechnungen 1928/29, Abänderung betreffend Erhebung der Gebühren für den Besuch der städtischen Handelsschule und Handelsgymnasium, Festsetzung der Zuschläge zur staatlichen Steuer von der Herstellung und Verkauf von Spirituosen für das Jahr 1930, Ankauf von Grundstücken, Bewilligung eines Anteiles in Höhe von 260 000 Zloty für die Errichtung einer Zentralmolkerei Verpachtung der Restaurationslokalitäten im städtischen Schlachthaus, Pachtung des Chorzower Vorwerks von der Skarboferme, Anstellung eines Direktors am städtischen Mädchengymnasium und eine Lehrers. Der Vorberatungsausschuß tagt am Montag, den 23. September, nachmittags 16 Uhr, im neuen Rathausteil, Zimmer 108.

Achtung Metallarbeiter! Am Sonntag, den 22. 9., vormittags 10 Uhr, findet im Dom Ludowy, ul. 3. Maja 6, eine Versammlung derjenigen Kollegen statt, die die Zeitschrift „Energie" abonnieren und den Zeichenkursus mitmachen. Alle Einzelheiten und sonstige Fragen über Beginn des Nachhilfekurses und Beschaffung der Utensilien werden dortselbst zur Besprechung kommen. Vollzähliges Erscheinen erwartet die Bezirksleitung.

Registrierung der im Jahre 1911 geborenen männlichen Personen. Nach einer Bekantmachung des Gemeindeamtes in Hohenlinde, werden alle im Jahre 1911 in Hohenlinde geborenen männlichen Personen, soweit sie im Besitz der polnischen Staatsangehörigkeit sind, aufgefordert, sich persönlich im Gemeindeamt, Zimmer 4 (Militärbüro), bis zum 15. Oktober d. Js., während den Dienststunden von 8—3 Uhr nachmittags, zwecks Registrierung zu melden. Zur Meldung sind Personalausweis und eine Geburtsurkunde mitzubringen. Wer sich zur Registrierung nicht stellt, wird mit 500 Zloty Geldstrafe oder 6 Wochen Arrest bestraft, im gegebenen Falle können beide Strafen zugleich verhängt werden.

Deutsche Theatergemeinde, Ortsgruppe Königshütte. Wir machen unsere Mitglieder auf die am Donnerstag, den 26. September cr. stattfindende Mitgliederversammlung aufmerksam. Beginn abends 8 Uhr im Weißen Saale des Hotels „Graf Reden". Einlaß wird nur gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte gewährt.

Bezahlung der Luxussteuer. Der Magistrat bringt in Erinnerung, daß die Luxussteuer für das erste Halbjahr bis zum 30. September entrichtet sein muß. Vom 1. Oktober ab, werden für jeden Monat 1 Prozent Verzugszinsen hinzugerechnet. Die Eintreibung erfolgt im Zwangswege. Zur Bezahlung der Steuer sind auch diejenigen verpflichtet, die keine Zahlungsaufforderung erhalten haben, aber steuerpflichtige Gegenstände besitzen.

Im Dusel. Gestern nachmittag bewegte sich im stark angetrunkenem Zustande ein älterer Mann auf der ul. Wolnosci und fiel hierbei in die Schaufensterscheibe des Zeitungsgeschäfts von Hadda hinein. Die Schaufensterscheibe, im Werte von 1000 Zloty, wurde durch den unsanften Druck zertrümmert, während der Pechvogel mit dem Schrecken davon kam. Ein teures „belämmern", wenn man bedenkt, daß der Angetrunkene noch die Scheibe bezahlen muß.

Siemianowitz

Kaplan Schymura macht sich selbständig.

Heimlich, still und leise arbeiten verschiedene Kräfte eifrig an der Gründung einer dritten Parochie in Siemianowitz. Der Ehrgeiz läßt den Kaplan Schymura von der Antoniuskirche keine Ruh, er muß partout Pfarrer werden. Und da keine Pfründe frei ist, so schafft er sich eben eine auf Kosten der armen gläubigen Schäflein, die lieber ein Gotteshaus, als paar Wohnungen bauen. Jan Korfanty von Zadzawka sekundiert den Bemühungen des Kaplans eifrig und wird dafür aller Wahrscheinlichkeit nach besonders ins Gebet geschlossen. Eigentlich müßte uns das gleichgültig berühren, diese neue Parochie, denn die Parochianen sind ja bereits da und kosten nichts, aber die Kirche und die Pfarrei fehlen und die kosten etwas. Aber auch da weis sich Jan Korfanty Rat; die alte Schachtanlage Knoffschacht soll herhalten und das Zechenhaus sowie die Maschinenhalle zur Kirche und Pfarrei ausgebaut werden. Was sehr richtig ist. Denn dort, wo einst Pierones hausten ist eine Weihe besonders erforderlich. Und da Korfanty diesen Fall bearbeitet, ist jedem Kenner der örtlichen Verhältnisse bekannt, daß die Parochie einen reinen polnischen Charakter tragen wird, denn der abzutretende Teil Georgshütte, Zadzawka und Umgebung ist rein polnisches Gebiet. Auch Kaplan Schymura ist hierorts als Deutschenfresser bekannt. Er soll die neue Pfarre übernehmen. Wir gönnen der neuen Parochie diesen geistlichen Herrn, der sich bei der Vesperandacht einen Stuhl vor den Altar bringen läßt und mit überkreuzten Beinen die Andacht abschließt, zum Aerger der Gläubigen. Ob Herr Schymura auch vor Pilsudski diese bequeme Haltung einnehmen würde, ist uns natürlich unbekannt. Jedenfalls erhält Siemianowitz eine dritte Kirche und die Antoniusparochie wird einen unbeliebten Kaplan los.

Dr. Knaak in zweiter Instanz freigesprochen

Der Polenbund und der Polnische Schulverein als Nebenkläger — Der Staatsanwalt beantragt eine Gefängnisstrafe von einem Monat

Vor der Großen Strafkammer in Oppeln fand unter starkem Andrang im Zuhörerraum am Freitag die Berufungsverhandlung gegen den Hauptschriftleiter der „Oberschlesischen Tageszeitung", Dr. Knaak, statt. Dr. Knaak war bekanntlich beschuldigt worden, durch einen Artikel der „Oberschlesischen Tageszeitung" zwei Klassen der Bevölkerung (Deutsche und Polen) gegeneinander aufgehetzt zu haben. In der Verhandlung vor dem Großen Schöffengericht am 11. Juli d. J. wurde Dr. Knaak bekanntlich freigesprochen. Die Staatsanwaltschaft hatte aber gegen diesen Freispruch Berufung eingelegt. Den Vorsitz der jetzigen Verhandlung führte Landgerichtsrat Görke, während Amtsgerichtsrat Exner und Landgerichtsrat Gawlik als Beisitzer fungierten. Staatsanwaltschaftsrat Dr. Glombik vertrat die Anklage. Die jetzige Verhandlung bot insofern ein anderes Bild, als der Bund der Polen in Deutschland, ebenso wie die Polnische Schulvereinigung in Deutsch-Oberschlesien als Nebenkläger, vertreten durch Rechtsanwalt Simon-Breslau, zugelassen waren, die Klage wegen Beleidigung der Polen erhoben hatten. Die Verhandlung begann um 14 Uhr nachmittags und nahm einen äußerst spannenden Verlauf. Der Angeklagte betonte wie in der ersten Verhandlung, daß von einer Aufreizung zu Gewalttätigkeiten keine Rede sein könne. Er habe nur vor dem Vordringen der polnischen Irredents gewarnt und zur gesetzmäßigen Selbsthilfe dagegen aufgerufen. Damit wandte er sich gegen keine Teile der Bevölkerung, sondern einzig und allein gegen die nationale polnische, die großpolnische Agitation als solche. Im weiteren führte Dr. Knaak den Beweis, daß die Arbeit derjenigen Organisationen, die sich betroffen fühlen und die als Nebenkläger im Gerichtssaal vertreten seien, ihre politische Arbeit nicht als deutsche Staatsbürger, sondern als Anhänger des polnischen Staates leisten und das in ihrer in Oberschlesien erscheinenden Presse wiederholt zum Ausdruck bringen, indem sie die Deutschen ständig als Feinde bezeichnen. Der Angeklagte zitierte dann als krasse Beispiele dafür eine Reihe polnischer Zeitungen, deren Ausführungen wüste Haßgesänge auf Deutschland darstellen. Dr. Knaak schloß mit den Worten: Lesen Sie die in Deutschland erscheinende polnische Presse und Sie stehen erschüttert vor soviel Unrat, der über alles Preußische und alles Deutsche ausgegossen wird. Keine Hand rührt sich, und wenn wir uns zur Wehr setzen, dann sollen wir bestraft werden? Wenn ich heute wiederum meinen Freispruch beantrage, dann tue ich es nicht um meinetwillen, sondern um des deutschen Ansehens in der Welt willen.

Nun begründete Staatsanwaltschaftsrat Dr. Glombik die Berufung der Staatsanwaltschaft. Er betonte zuerst, daß dem Angeklagten eine Anstiftung nicht nachgewiesen werden könne. Es bleibe somit nur noch der § 130 der Aufreizung zum Klassenhaß übrig. Die Auffassung des Angeklagten, daß die angegriffenen Polen keine Klasse seien, sei irrig. Der Polenbund sei eine Organisation eines Teiles des deutschen Volkes polnischer Nation und somit eine Klasse im Sinne des Gesetzes. Der Anklagevertreter erklärte noch, daß Lebensgefährdung und Anreizung in diesem Falle in Betracht kämen. Die Beleidigung der Polen hielt er für erwiesen. Der Staatsanwalt beantragte eine Gefängnisstrafe von einem Monat, außerdem bat er das Gericht, auf Publikationsbefugnis des Nebenklägers zu erkennen.

Anschließend nahm Dr. Simon-Breslau als Vertreter der Nebenkläger das Wort und unterstrich die Ausführungen des Staatsanwaltes. Er forderte eine außerordentlich scharfe Strafe. Er beantragte, Dr. Knaak mit einem Monat Gefängnis zu bestrafen, ihm aber eine Bewährungsfrist zu geben, wenn er eine Summe von 3000 Mark bezahlt. Nach langer Beratung verkündete dann das Gericht um 18 Uhr abends folgendes Urteil: Die Berufung der Staatsanwaltschaft wird auf Kosten der Staatskasse verworfen und der Angeklagte wiederum freigesprochen. In der Begründung führte der Vorsitzende aus, daß dem Angeklagten nicht widerlegt werden könne, wenn er behaupte, daß er nur zu einer gesetzmäßigen Selbsthilfe aufgefordert habe. Das Gericht konnte sich auch nicht entschließen, den dolus eventualis in diesem Falle anzuwenden. Der Angeklagte habe nicht damit rechnen können, daß aus seinem Artikel einige Leute eine Aufforderung zu Gewalttätigkeiten herauslesen würden. Das Gericht bestätigte ferner die Auffassung des Angeklagten, daß er nicht die polnische Minderheit, sondern die großpolnischen Agitatoren angegriffen habe. In diesem Falle sei es nicht möglich, eine Beleidigung als erwiesen gelten zu lassen. Eine Anstiftung zu den Vorfällen am Bahnhof und im Theater käme nicht in Frage, da man niemanden wegen Anstiftung zu einer Sache verurteilen könne, von der noch gar nicht feststehe, ob sie eine strafbare Handlung sei. Das Urteil wurde mit Beifallskundgebungen der zahlreich anwesenden Zuhörer aufgenommen.

Gewinne der Staatslotterie

15000 Zł gewann Nr. 28854.

10000 Zł gewannen Nr. 91024 157388.

5000 Zł gewannen Nr. 88182 90593.

3000 Zł gewannen Nr. 72822 98356 120991 161202.

2000 Zł gewannen Nr. 2533 29138 48311 61321 75560 82684 87438 94193 97487 124827 162375 166093 177533.

1000 Zł gewannen Nr. 7495 15478 23277 23543 28453 34017 42012 45336 50550 54597 76724 99400 100688 106178 114550 148419 158522 159353 161702 177025 179868.

600 Zł gewannen Nr. 3217 7493 15244 22453 23175 35871 43593 58762 63860 66471 69461 70223 71343 84629 98892 119526 123330 125096 133195 135517 141299 142512 145283 151498 157028 160986 162379 162469 164643 166297 174793 175949 180944.

500 Zł gewannen Nr. 953 2720 3532 3650 4289 7145 12217 14963 16897 21400 21857 23856 24162 24321 24758 25978 26690 27305 32534 34710 36366 37497 38448 39821 43623 43835 46248 47065 47456 47631 48264 48919 50695 52853 53746 58155 58734 59592 62308 62636 64397 67214 68639 68741 69902 72870 74102 74979 77447 78000 79141 80283 81060 82026 84322 85866 86833 90795 90985 92631 92788 92792 93644 94322 94843 96320 97071 97927 100114 100850 101016 101903 102070 104210 104810 105231 105394 106833 106984 108232 108835 109257 110865 110986 112454 113754 114094 114888 117522 118739 119643 119917 120984 122589 123915 124035 124173 124205 124413 125860 125939 126567 127121 128055 128753 129533 130949 131007 131502 133230 135022 137488 137817 139472 140201 140598 140669 141304 143487 144659 144670 145668 147173 148136 150441 151590 151863 154592 155685 156347 157947 158295 161166 161406 161799 162365 163033 164343 165120 165365 166802 166839 168392 169953 170201 170776 171088 171689 171712 175140 176771 177033 180186 182302 183046 183162 183398 184296.

Die hygienische Kommission versagt.

Bei dem großen Ablaßrummel stellte es sich heraus, daß die hygienische Kommission am Orte vollständig versagt hat. Für die Tausende von Menschen fehlte jede Notdurftmöglichkeit. Für die Männer ist zwar eine Bedürfnisanstalt vorhanden, die aber in kurzer Zeit unter Schlamm stand und am Abend trotz der massenhaft vorhandenen elektrischen Energie in vollster Finsternis lag. Dagegen mußte sich die Frauenwelt jeden Ausgang verkneifen. Da aber jeder Mensch das haben muß, was er haben muß, so wußten sich die Frauen natürlich auch Rat. Sie benutzten einfach die Hausflure und am anderen Morgen hatte die Hausbereinigung ihre Ueberraschung. Hoffentlich wird nächstes Jahr für einen menschenwürdigen „wychodek" gesorgt?

Myslowitz

Myslowitzer Arbeitergesangverein. Der Myslowitzer Arbeitergesangverein „Freiheit" nimmt vom morgigen Sonntag an wieder seine Uebungsstunden auf. Sie finden um 5 Uhr im Lokale von Chelinski am Ringe statt. Sangesfreudige Damen und Herren der erwerbstätigen Stände können sich noch melden.

Wasserelend in Myslowitz und Janow. Seit der Rohrbruchkatastrophe gibt es in Myslowitz kein sauberes Leitungswasser mehr. Insbesondere leiden unter dieser Plage die Bewohner der ulica Mickiewicza und der angrenzenden Straßen. Es wäre angebracht, daß die Leitung des Wasserwerkes einmal bei Gelegenheit die Sache näher untersuchen würde, um das Uebel zu beseitigen. Desgleichen klagen die Bewohner der Gemeinde Janow über die unregelmäßige Zuführung des Leitungswassers. Oft vergehen Stunden, bis der erlösende Wasserstrahl dem Hahn entfließt. Höchstwahrscheinlich hat man seit dem Pech in Myslowitz den Druck der Leitung derart herabgesetzt, daß er bis Janow nicht mehr hinreicht. Nur manchmal, wenn man dort das Wasser gerade nicht notwendig braucht, langt es. —h.

Motorradunfall. Auf der Chaussee Kattowitz—Schoppinitz fuhr in den gestrigen Nachmittagsstunden ein gewisser Gerlatka mit seinem Motorrad infolge Versagens der Steuerung gegen einen Stein und kam zum Stürzen. Dabei zog er sich derartige Kopfverletzungen zu, daß er mit dem Sanitätswagen nach dem Elisabeth-Krankenhaus geschafft werden mußte. An seinem Aufkommen wird gezweifelt. —h.

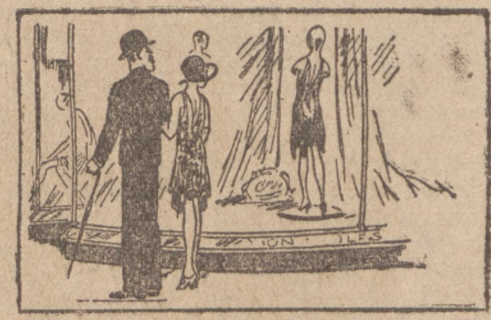
Deutsch-Oberschlesien

Schwerer Unfall auf der Königin-Luise-Grube.

Ein Bergmann tot, einer schwer verletzt.

Auf dem Westfeld der Königin-Luise-Grube im Stadtteil Hindenburg-Zaborze ereignete sich am gestrigen Freitag vormittag auf der 250-Meter-Sohle ein folgenschweres Bergwerksunglück, bei dem zwei Bergleute schwer verletzt wurden, von denen der eine, Daniel Workotz von hier, kurz nach der Einlieferung ins Knappschaftslazarett nach erfolgter Abnahme des linken Beines gestorben ist. Der andere Bergmann, Karl Kotyrba, ebenfalls aus Hindenburg, schwebt in Lebensgefahr.

Ueber das Unglück erfahren wir noch folgende Einzelheiten: Gegen 8 Uhr vormittags wurden die beiden oben genannten Bergleute auf der 250-Meter Sohle durch Steinfall aus dem Hangenden verschüttet. Nach angestrengter 1½ stündiger Arbeit der Rettungskolonne konnten beide geborgen werden. Sie waren jedoch durch die Kohlenmassen schwer verletzt worden. Dem inzwischen Verstorbenen war der linke Unterschenkel zerschmettert, der ihm sofort abgenommen werden mußte, während der zweite einen rechten Oberschenkelbruch, Bruch des linken Unterschenkels im Knöchelgelenk und einen Schädelbasisbruch davongetragen hatte. Außerdem war der Körper mehrfach gequetscht worden. Die beiden Schwerverwundeten wurden sofort ins Knappschaftslazarett eingeliefert, wo sich die Aerzte bemühten, sie am Leben zu erhalten. Leider war in dem einen Fall jede ärztliche Kunst vergeblich.



Sie: „Fabelhaft!"



Er: „Fabelhaft!"

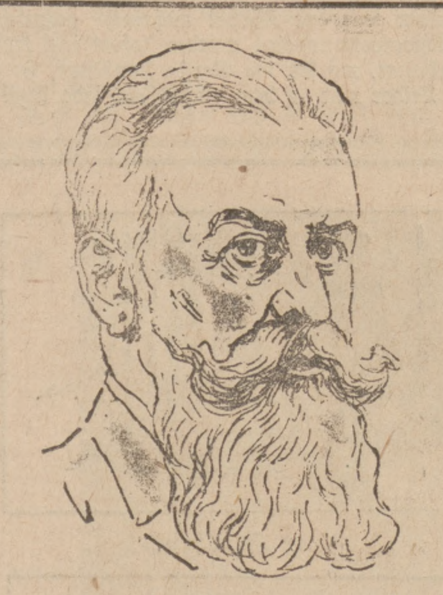
(London opinion)

Neues vom Roland von Berlin

Daß in Berlin in alten Zeiten ein Rolandsstandbild sich erhoben hat, weiß heute jeder „richtige Berliner", auch wenn er nicht den prächtigen Roman von Willibald Alexis gelesen haben sollte, der den Roland in eindrucksvollster Weise als Symbol der städtischen Macht und Freiheit verwendet. Erhalten aber hat sich von diesem alten Wahrzeichen Berlins nichts: selbst eine authentische Andeutung oder Beschreibung, wie es ausgesehen hat, sucht man vergebens. Der Roland vor dem Märkischen Museum, den manch harmloser Zeitgenosse für das Original hält, ist eine Nachbildung des Brandenburger Rolands.) Wir wissen mit Sicherheit nur soviel, daß ein Roland da war, und daß er auf dem Molkenmarkt gestanden hat; denn in dem 1391 bis 1398 aufgezeichneten alten Berliner Stadtbuche wird der „Ruland" dreimal erwähnt, lediglich, um die Lage einiger Häuser an der Nikolaikirche und an dem „olden markte" (eben dem Molkenmarkte) genauer zu bestimmen. Jetzt wird nun eine vierte, etwas frühere Erwähnung des Roland bekannt, die zwar über ihn selbst auch nichts Näheres sagt, aber ihn doch in einem bedeutsamen Zusammenhange nennt. Im neuesten Hefte der „Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte" 42. Band, 1. Hälfte) teilt der Direktor des Berliner Stadtarchivs, Dr. Ernst Kaeber, eine bisher ungedruckte Berliner Pergamenturkunde aus dem Jahre 1384 mit, die in 34 Artikeln Vorschriften und Strafbestimmungen für die Angehörigen des Gesellenverbandes der Schuhmacher enthält. Mit Recht hebt Kaeber in seiner kundigen Erläuterung des auch sonst wichtigen Dokumentes den Artikel 18 hervor, der lautet: „Vorimer wan men stecket edder ronnet by rulande, so schal neyn knecht in unser selschap thuiopen unde upnemen eyn sper edder hueffyseren; wy dat deyth unde busyhen werd van twen unser ghesellen, de schal gheven eyn halff punth wasses", das heißt im heutigen Deutsch etwa: „Ferner: wenn bei dem Rolande ein Stechen oder Rennen stattfindet, so darf kein Geselle in unserer Gesellschaft dahin laufen und einen Speer oder Hufeisen aufheben; wer das tut und von zweien unserer Gesellen dessen bezichtigt wird, muß ein halbes Pfund Wachs Strafe geben."

Hier erfahren wir also, daß der Roland schon 1384 bestand. Noch heute ist die Forschung nicht darüber einig, was die Rolandbilder ursprünglich bedeuteten, ob sie Sinnbilder der hohen Gerichtsbarkeit, des Blutbanners oder Marktzeichen waren. Da Berlin die Gerichtsbarkeit erst 1391 erwarb, ist die Erwähnung des Rolands 1384 „nicht unwichtig" für die Entscheidung der Frage, wie Kaeber vorsichtig andeutet, ohne das Problem diesmal weiter zu verfolgen. Besonders reizvoll aber für die Kulturgeschichte Berlins ist die ganz neue Feststellung, daß gegen Ende des 14. Jahrhunderts auf dem Molkenmarkt Turniere stattfanden. Von höfischen Turnieren, die auf der Stechbahn vor dem Schlosse gehalten wurden, haben wir aus dem 16. Jahrhundert durch mehrere Beschreibungen genaue Kunde, deren eine (1581) E. T. A. Hoffman in der „Brautwahl" verwendet hat. Ein Ringelrennen von 1592 ist uns ja sogar in einer zeitgenössischen Radierung bildlich überliefert, die berühmt ist als älteste Ansicht des Schlosses. Hier auf dem Molkenmarkt aber handelte es sich wahrscheinlich um Turniere des Berliner Patriziats, wie Kaeber mit Grund vermutet, und der Freund der alten Geschichte Berlins mag, wenn er über den Molkenmarkt wandert, sich in der Phantasie ausmalen, wie hier einst in unmittelbarer Nähe des hochtragenden städtischen Wahrzeichens, des „Roland von Berlin", Angehörige der alten Berliner Geschlechter, der Blankenfelde, Wins, Rathenow, Rycke und wie sie alle heißen, in ritterlichem Spiele Lanzen gebrochen und Ringe gestochen haben.

Felix Hasselberg.



Steinach will Geistesschwachheit heilen

Der Wiener Arzt Professor Steinach, dessen Forschungen bezüglich einer künstlichen Verjüngung seinerzeit großes Aufsehen erregten, hat jetzt vor der Wiener Medizinischen Gesellschaft über eine nicht minder wichtige Entdeckung berichtet. Er hat im Gehirn eine Substanz entdeckt, die sämtliche Gehirnfunktionen anregt und die gesamte Nervenaktivität steigert. Professor Steinach glaubt, mit dem künstlichen Präparat dieser Substanz, dessen Herstellung ihm bereits gelungen ist, Geistesschwachheit heilen zu können.

Das Grab an der Weser

Dort, wo die Weser rauscht, hoch oben an der Nordseeküste, liegt die kleine oldenburgische Stadt Brake. Ein Ort wie viele in jener Gegend, mit lebhaftem Fischfang und schmalem Handelsschiffsverkehr. Und doch war einmal ein Stück deutscher Vergangenheit hier zu Gaste, hatte Brakes Name sogar internationale Bedeutung. Das war in jenen hoffnungsvollen Tagen, als die erste deutsche Kriegsflotte in seinem Hafen zusammengestellt wurde. Jene Flotte, die später unter dem Auktionshammer Hannibal Fischers ein so tragisches, wenn nicht gar tragikomisches Ende fand.

Achtzig Jahre ist das jetzt her. Der Frankfurter Bundestag hatte im Oktober des Sturmjahres 1848 den Beschluß gefaßt, zum Schutze des deutschen Handels eine kleine Flotte zu schaffen, die, wenn auch kein Faktor von internationaler Seegeltung, so doch instande sein würde, besonders die Kriegslust der Dänen ein wenig einzudämmen. Hatten doch die Dänen wieder einmal die deutschen Häfen gesperrt und eine ganze Anzahl deutscher Handelsschiffe draußen im Meere mit Beschlag belegt. Möglich war das nur gewesen durch die Zerrissenheit der vielen deutschen Vaterländer.

Der Bundestag also beauftragte den in Leipzig geborenen Kapitän Brommy, der vorher in griechischen Seediensten gestanden hatte, mit der Schaffung, Verwaltung und Leitung der Flotte. Brommy, der zum Admiral befördert wurde (und dessen Geburtstag sich am 10. September zum 125. Male jährt), ging sofort ans Werk. Er kaufte in England und Amerika einige Schiffe, übernahm von Hamburger Reedern einige Fahrzeuge, nahm in kühnem Handstreich den Dänen eins weg und hatte so im folgenden Jahre elf größere Schiffe und sechsundzwanzig Kanonenboote zusammengebracht. Das Personal dieser Schiffe belief sich auf annähernd tausend Köpfe; der monatliche Kostenaufwand für Lohn und Verpflegung betrug etwa dreißigtausend Taler. Von allen Fahrzeugen wehte die schwarz-rot-goldene Bundesfahne. Der Versammlungsort und Liegeplatz der Brommyschen Bundesflotte aber war der Hafen in Brake.

Die Herrlichkeit sollte freilich nicht allzu lange dauern. Wohl vertrieb Admiral Brommy mit seinen Schiffen die Dänen aus den Nordseehäfen. Im Juni 1849 nahm er bei Helgoland sogar die offene Seeschlacht mit den dänischen Schiffen auf. Da kam jedoch noch während des Gefechts der Befehl vom Bundestag, die Kriegshandlung sofort abzubrechen. In Frankfurt hatte man sich, wie über so mancherlei andere Dinge, auch über die Aufgaben und Ziele der jungen Flotte nicht einigen können. Man fürchtete auch die voraussichtliche Mißgunst der Engländer. Schließlich ging die Uneinigkeit sogar so weit, daß man auch die Mittel für die Schiffe nicht mehr aufbringen mochte. Sechs Millionen waren zwar durch den Bundestag bewilligt worden, zur Auszahlung aber kamen nur zwei.

So schleppen sich die mißlich gewordenen Dinge noch eine Zeit lang hin, bis dann im Laufe des Jahres 1852 der jungen Flotte das Grab geschaufelt wurde. Auf Befehl der Bundesregierungen versteigerte der oldenburgische Staatsrat Hannibal Fischer nach und nach die sämtlichen, mit so großen Hoffnungen zusammengebrachten Schiffe. Einzelne davon erwarben die Hansestädte für ihre privaten Zwecke, andere wurden ans Ausland, vorwiegend England, verkauft. Schon vorher waren zwei Fahrzeuge wegen Geldmangels verpfändet worden.



Der neue tschechoslowakische Kriegsminister

ist Dr. Karl Wiskowsky, Vizepräsident der Tschechischen Agrarpartei, ehemaliger Justizminister und Präsident des Staatlichen Bodenamtes.

Für die Stadt Brake und den Admiral Brommy war dieser Ausgang ein schwerer Schlag. Brommy, der seinerzeit den griechischen Unabhängigkeitskampf mitgemacht und sich von dem neuen Deutschen Bund recht viel versprochen hatte, trat später in österreichische Dienste. Doch schon wenige Jahre darauf ereilte ihn in seiner einstigen Heimat unweit von Brake der Tod. Das war im Januar 1860. Seine Leiche wurde eingehüllt in die große schwarz-rot-goldene Fahne, die auf seinem Admiralsschiff geweht hatte und die ihm einst Frauen der Stadt Brake geschenkt hatten. Unweit der Weser wurde Brommy beigesetzt. Vor dreißig Jahren ward dem schwarz-rot-goldenen Admiral ein Denkmal über seinem baumbeschatteten Grabhügel errichtet. Ein kerniger Mann der Heimat, der Marschendichter Hermann Allmers, schrieb ihm den Spruch darauf:

> „Karl Rudolf Brommy ruht in diesem Grabe,
> der ersten deutschen Flotte Admiral.
> Gedenkt des Wackern und gedenkt der Zeiten,
> an schöner Hoffnung reich und bitterer Täuschung."

Sieben Jahrzehnte lang wehen im kommenden Januar die rauhen Küstenwinde über das stille Grab an der Weser, plätschern die nimmer rastenden Wasser dem ewigen Meere zu. Lange Zeit versunken, von Fürstenmacht geächtet, ist Schwarz-Rot-Gold heute wieder lebendige Reichsfarbe geworden und grüßt den toten Schläfer da unten im Grabe. Unter der Bewohnerschaft Brakes aber ist die alte Tradition immer hochgehalten worden. Auch in unseren Tagen haben hier Sozialismus und schwarz-rot-goldener Gedanke — dieser verkörpert in einer starken Reichsbannertruppe — eine feste Stätte.

J. Kliche.

Der Fisch mit der Ritterlanze

In der Nähe von Innsbruck gibt es in einer landschaftlich prachtvollen Gegend ein altes Kloster, das Kloster Wilten. Und die Sage berichtet in ihrer aus Dichtung und Wahrheit gemischten Sprache, daß einst ein Riese Heymo gelebt habe, den es nach einem wunderbaren Garten mit silbernen Bäumen und Aepfeln daran aus purem Golde gelüstete, den es in der Nähe gab. Leider wurde der Garten von einem Drachen bewacht, der nicht recht mit sich verhandeln ließ, denn die Epoche des Parlamentarismus war damals noch nicht angebrochen.

Für die Erlangung silberner Gärten mit goldenen Aepfeln, die ein Drache bewacht, gibt es jedoch ein einfaches Rezept. Man schlägt den Drachen tot, nimmt das Gold an sich und ist überzeugt, auch noch ein gutes Werk getan zu haben — eine Ueberzeugung, die von altersher die Leute beherrscht hat, die, wenn auch selber Räuber, einem anderen Räuber sein Gold abnehmen.

Der Riese Heymo handelte — so erzählt die Sage — nach diesem Rezept und zog sich nach vollbrachter Tat in den wohlverdienten Ruhestand zurück. Vorher aber erbaute er als Beweis seiner braven Gesinnung das Kloster Witten und schenkte ihm die Drachenzunge in einen silbernen Kasten, was ihm ja jetzt nicht weiter schwer fiel.

Soweit die Sage. Fromme Mönche behaupteten später, das Kloster hätten sie selbst gebaut und nicht der Riese Heymo, Tatsache war aber, daß die Drachenzunge von ihnen bewahrt wurde und der Silberkasten dazu auch. Später geschah es in schweren Zeiten, daß der Kasten „dem schmelztiegel hat müssen consecrieret (geweiht, im Sinn von geopfert) werden, so daß dieses drakenhöltumb in einem blos helzernen Futteral" liegen mußte. Dann ging auch die Drachenzunge verloren, fand sich aber wieder an und geriet in die Hände moderner Gelehrter, die in ihren Abhandlungen feierlich verkündeten, diese Drachenzunge des Klosters Wilten sei natürlich keine Zunge und noch weniger die eines Drachen, sondern das Rostrum eines Xiphias gladius.

Das Wort „Xiphias gladius" bedeutet zu deutsch „Schwert der Schwerter" und ist der wissenschaftliche Name eines großen bösen Fisches, den man auch Schwertfisch nennt. „Rostrum" heißt wissenschaftlich die verlängerte und verhornte Oberlippe dieses Fisches, also sein Schwert.

Mit der Romantik der Geschichte scheint es nun nichts zu sein. Das Schwert eines bekannten Fisches, wahrscheinlich seinerzeit von einem Pilger mit der dazugehörigen Sage mitgebracht — was hat das schon auf sich.

Die Seeleute behaupteten allerdings, daß der Schwertfisch ein ganz gefährlicher Bursche sei und ein Kampf mit ihm mindestens so gefährlich wie ein Kampf mit einem Fabelungeheuer, die Wissenschaft aber hielt lange nichts davon. Womit sie ja auch zweifellos recht hatte, denn es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, die unbestandene Abenteuer niederschrieben, von Pedro Fernandez de Quiros, der 1605 eine unbedeutende Südseeinsel zum „großen Südkontinent" erklärte, von dem man damals faselte, bis zu dem ehemaligen Filmshilfsregisseur Herkt, der jetzt von wilden Filmabenteuern im Innern Afrikas erzählt, das er nie gesehen hat.

Im Falle „Schwertfisch" hatten die Seeleute aber recht, das sah man langsam ein. Es ging ziemlich langsam, das stimmt, aber die Wissenschaft war dabei unschuldig. Es gibt nämlich außer dem Xiphias noch zwei andere Meertiere, die sonderbare Oberkieferverzierungen haben, den Sägefisch aus der Familie der Rochen und den Narwal, ein Seesäugetier. Beim Narwal ist das Wunder ein schraubenförmig gedrehter Zahn, der ein Drittel so lang wird wie das ganze Tier. Er kommt nur dem männlichen Geschlecht zu und dürfte also wohl ein Geschlechtsabzeichen ohne weitere Funktion sein. Beim Sägefisch ist es die bekannte Säge, deren Zweck unklar ist, so daß man auf Tangabreißen mit ihrer Hilfe rät. Mancher Seemann hatte aber im heimatlichen Hafen unter freundlicher Unterstützung diverser Grogs erzählt, wie das Ungeheuer mit seiner Säge sein gutes Schiff angesägt hatte und wie der Narwal mit seinem Spieß Rammsport gespielt hatte Und wie als Dritter im unheimlichen Bunde der Schwertfisch sich als lebender Torpedo bewährt hätte.

Da war es wirklich nicht leicht, einwandfrei festzustellen, daß Narwal und Sägefisch harmlos wären, der Schwertfisch aber nicht.

Schon seine Größe und die Art des Beutemachens läßt vermuten, daß man nicht unvorsichtig mit ihm umgehen soll. Das fünf Meter lange Tier stürzt sich in einen Schwarm kleinerer Fische, haut mit der scharfen Lanze rücksichtslos um sich, bis alles im Blute schwimmt, und beginnt erst dann sich zu sättigen. Da er bei dieser Angriffsweise auch verschiedentlich an Boote gerät, ist nicht unwahrscheinlich und auch schon öfter vorgekommen.

Der Zoologe Pechuel-Loesche entging dem Tode mit genauer Not, als ein Schwertfisch nicht nur seine Lanze, sondern auch noch einen ganz erheblichen Teil des Kopfes durch den Boden des Fahrzeuges rannte. Bei einem anderen Ruderboot brachte es schon ein kleiner Xiphias fertig, mit einem Hieb durch beide Seitenwände zu stoßen, das Bein des Ruderers, das sich in der Schußlinie befand, mußte mit daran glauben.

Die enorme Kraft des Stoßes wirkt auch bei größeren Schiffen noch. Einem alten englischen Kriegsschiff wurden 2,5 Zentimeter Außenverschalung und 7,5 Zentimeter Planke durchstoßen. Das Schwert drang dann noch 11 Zentimeter tief in einen eichenen Pfosten ein, wo es schließlich abbrach. Einem Walfischfänger zerstörte ein Schwertfisch ein gefülltes Tranfaß im Lagerraum, das Faß aber stand hinter 2,5 Zentimeter Verschalung mit Kupferbeschlag, 7,5 Zentimeter Planke und 30 Zentimeter Querbalken aus Eichenholz!

Tatsache ist auch, daß solche Angriffe nicht immer Zufälle sind, in einem genau bekannten Falle unternahm ein großer Schwertfisch einen Rammstoß, nachdem er sich von einer zu anderen Zwecken ausgehängten Angelleine losgerissen hatte. Diese Geschichte hatte sogar noch ein gerichtliches Nachspiel, da die Versicherungsgesellschaft sich erst weigerte, die Reparatur des schwer lecken Schiffes zu bezahlen.

Unsere Technik pflegt, wenn ihr wieder eine Erfindung gelungen ist, in der Natur eine Parallele zu entdecken, von der sie vorher nichts gewußt hat. So ist auch der Xiphias gladius eine Parallele zum Unterseeboot, die Jahrtausende lebte, bevor man es erfand und zur Zerstörung von Schiffen verwendete. Es sind aber viele Schiffe schon spurlos verlorengegangen, seitdem die Menschheit Seefahrt treibt. Bei den meisten werden Stürme, Klippen und wilde See die Schuld tragen. Ausgeschlossen ist aber nicht, daß auch schon einmal ein Leck den Untergang verursachte, hervorgerufen vom Rammstoß eines wütenden Schwertfisches.

Freigewerkschaftliche Rundschau

Der Britische Gewerkschaftskongreß

Unzweifelhaft standen im Brennpunkt des Interesses des vom 2. bis 7. September 1929 in Belfast abgehaltenen Gewerkschaftskongresses hauptsächlich wirtschaftliche Fragen, und diese insbesondere in ihrer Beziehung zur Arbeitslosigkeit. Wenn keine Entschließung zur Arbeitslosigkeit selbst zur Behandlung gelangte, so geschah dies in Berücksichtigung eines von Genossen A. Hayday (Landesverband der Ungelernten und Gemeinde-Arbeiter) an den Kongreß ergangenen Appells, „die Regierung nicht zu beunruhigen, bevor sie Zeit zu eigenen Schritten gehabt habe“, da „deren Mitglieder gleichermaßen angespannt wie wir selbst und gleichermaßen begierig sind, das Heilmittel zu verschaffen“. Der Belfaster Kongreß beobachtete daher peinliche Zurückhaltung hinsichtlich der Behandlung irgendeiner Entschließung, die die Hände der Regierung binden oder deren Beschlüsse beeinflussen würde, und verschiedene Punkte, die an hervorragender Stelle in den vorausgegangenen Aussprachen gestanden hatten, darunter die Aufhebung des Industriekonfliktgesetzes, die Reform des Fabrikgesetzes und die verbesserte Verwaltung der Arbeitslosen-Unterstützung, ernteten nur wenig Aufmerksamkeit, da sogar eine Vorkongreßforderung hinsichtlich der obligatorischen Inanspruchnahme der staatlichen Arbeitsnachweise im Hinblick auf eine erwartete Maßnahme großen Umfanges seitens der Regierung fallen gelassen wurde. Diese Selbstbeschränkung gab dem Kongreß bedeutend mehr Zeit und Energie, um sich auf wirtschaftliche Gegenstände außerhalb des Bereiches sofortiger Gesetzgebung zu konzentrieren. In zwei Hinsichten wurden den Anregungen des Vorsitzenden des Allgemeinen Rates, des Genossen Ben Tillett, von dem Kongreß nicht direkt Folge geleistet. Seine Bemerkungen über die Möglichkeiten von Arbeitskonferenzen der Dominien untereinander und seine Bemerkungen zur Errichtung eines nationalen Wirtschaftsrates wurden unbesprochen gelassen; im Allgemeinen unzweifelhaft, weil das Thema als noch nicht reif zur Aussprache betrachtet wurde, bevor nicht die Arbeitgeber eine einzige Landeskörperschaft gebildet und die Erörterungen zwischen Gewerkschaften und Arbeitgebern hinsichtlich des Mechanismus der Zusammenarbeit ein mehr Nutzen verheißendes Stadium erreicht haben.

Die wesentlichsten Punkte der Aussprachen betrafen daher die Melchett-Turner-Konferenzen, die Rationalisierung, den Industrieverband, die Sozialversicherung und die Spaltungsumtriebe der Kommunisten (die unabhängig vom Tätigkeitsbericht behandelt wurden). Von geringerer Bedeutung in internationaler Hinsicht, obgleich sie großem Interesse in Großbritannien begegneten, waren die Rechtfertigung der Politik der Gewerkschaftsführer, die der kürzlich ergangenen Entscheidung hinsichtlich der Lohnherabsetzung für die Baumwollindustrie zustimmten, und die neuen Pläne für den „Daily Herald“.

Die Melchett-Turner-Konferenzen.

Die Kritiken an der Politik der Unterhandlungen mit den Arbeitgebern, einerseits vom grundsätzlichen Gesichtspunkte aus, andererseits wegen der in die Länge gezogenen Art der Aussprachen und der Unfähigkeit der Arbeitgeber, deren Tendenz in der Fabrik und der Werkstatt zu berücksichtigen, wurden in einer ausgezeichneten Rede von Ernest Bevin (Landesverband der Ungelernten und Gemeinde-Arbeiter) beantwortet, und die von den Kritikern vorgeschlagene ablehnende Entschließung wurde mit großer Mehrheit verworfen. Bevin legte Nachdruck darauf, daß „die Gewerkschaftsbewegung nicht länger bei der bloßen Erörterung von Löhnen stehen bleiben dürfe.“ Denen, die folgern wollten, daß diese umfassenderen Aufgaben das besondere Gebiet der Arbeiterpartei wären, antwortete er, daß es der Arbeiterpartei zufalle, „als Gesetz zu verankern, was wir auf wirtschaftlichem Gebiete erreichen. Das Parlament leitet niemals die industrielle Entwicklung; es folgt ihr“. Seine Rede, die eines der hervorragendsten Ereignisse des Kongresses bildete, wurde in den folgenden Worten im „Daily Herald“ besprochen:

„Ein höchst nützlicher Dienst wurde von Genossen Bevin erwiesen, als er die Delegierten in Belfast daran erinnerte, daß die Gewerkschaftsbewegung bei der bloßen Erörterung der Löhne und der gegenwärtigen Arbeitsbedingungen nicht Halt machen dürfe.

Bei dem ganzen Charakter der industriellen Organisation und der täglichen technischen Veränderung ist es augenscheinlich, daß die Gewerkschaftsbewegung, wenn sie in angemessener Weise ihre Funktion erfüllen soll, zu einer tätigen Anteilnahme an dem Wiederaufbau verpflichtet ist, dessen Notwendigkeit darin liegt, daß den veränderten Umständen Rechnung getragen werden muß. Die Gewerkschaftsbewegung muß die Umstände kontrollieren, aber nicht von ihnen kontrolliert werden.

Hier liegt die Rechtfertigung für die Beteiligung des britischen Gewerkschaftsbundes an der Mond-Turner-Konferenz, zu der die Arbeitervertreter als Gleichberechtigte gingen, um mit großen Industriekapitänen die ungeheuren Probleme zu erörtern, die die stattfindende Reorganisation des Großhandels und der Industrie in sich schließt.

Der Wert dieser Besprechungen hat sich voll und ganz durch die beiden vorläufigen Berichte gezeigt, die von der Vereinigten Konferenz angenommen wurden. Da sie auch umfassende Vorschläge zur Anerkennung der Gewerkschaften, sowie zur Frage der Maßregelung, der Schlichtungsausschüsse, der Arbeitslosigkeit und des Goldvorrates enthalten, bedeuten diese Berichte einen wesentlichen Sieg der gewerkschaftlichen Grundsätze.

Aber die bloße Annahme von Entschließungen bedeutete nicht das Ende der Angelegenheit. Die Mond-Turner-Konferenz war in der Tat nur ein Mittel zu einer umfassenderen und mehr repräsentativen Organisationsform. Bis dieselbe errichtet wird, ist es hinsichtlich der Mond-Turner-Beschlüsse augenscheinlich unmöglich, deren ganze und besondere Bedeutung zu erfassen.

Der nächste Schritt kommt den Arbeitgebern zu. Die Praxis muß der Richtschnur folgen. Der Gewerkschaftsbund hat seinen Teil zur Ausarbeitung praktischer Vorschläge beigetragen. Er ist bereit, seinen Standpunkt bei dem Abkommen innezuhalten. Es muß jedoch Gegenseitigkeit herrschen. Es sind jetzt die Arbeitgeberverbände die darüber beschließen müssen ob diese Vorschläge etwas anderes als bloße Fetzen Papier sein sollen.“

Unter dem Gesichtspunkte dieser Erläuterungen ist es klar, daß der Gedanke eines nationalen Wirtschaftsrates, der trotz des voraufgegangenen Hinweises des Vorsitzenden in seiner Eröffnungsrede in den Diskussionen keine Rolle spielte, doch den Erwägungen der britischen Gewerkschaftsbewegung nicht fern liegt.

Rationalisierung.

Die lange Aussprache zur Rationalisierung zeugt von der wachsenden Bedeutung dieses Problems in der britischen Industrie. Die weitsichtigeren Gewerkschaftsführer befanden sich in Uebereinstimmung mit der auf dem Festlande eingenommenen Stellungnahme, indem sie anerkannten, wie Bevin es ausdrückte, daß die Rationalisierung auf jeden Fall fortschreiten werde und daß es nur die Frage sei, ob die Gewerkschaftsbewegung mit derselben mitgehen und sie führen oder ihr fernbleiben und ohne Einfluß auf sie sein solle. Die Entschließung hierzu beginnt folgendermaßen:

„Indem dieser Kongreß alle Maßnahmen zur wissenschaftlicheren Organisation der Industrie billigt, richtet er die Aufmerksamkeit der arbeitenden Klassen auf die in der Rationalisierung drohenden Gefahren, wenn nicht die Arbeiterschaft hinreichend organisiert ist.“

Die Entschließung brachte ferner zum Ausdruck, daß mit der Zunahme arbeit-ersparender Mittel in Verbindung mit der Konzentration des Kapitals Kontrollmonopole geschaffen würden, die dem Arbeitgeber einzigartige Vorteile gegenüber der Arbeiterschaft verliehen. Alle Arten der Wohlfahrt- und Werkstattausschüsse entwickelten sich in Verbindung mit diesen Monopolen und wurden benutzt, um die Methoden der Gewerkschaften zu untergraben.

In ihrem weiteren Fortgang ruft die Entschließung zu mehr Organisation als dem großen Heilmittel auf, daß die Arbeiter befähigt, sich selbst gegen die Uebel der Rationalisierung zu verteidigen. Eine vom Kongreß selbst hinzugefügte Klausel forderte, daß für Arbeiter, die durch die Rationalisierung überflüssig gemacht würden, Maßnahmen getroffen würden, bis andere Arbeit für sie gefunden werden könne. Es wurde von den Sprechern darauf hingewiesen, daß Rationalisierung in vielen Fällen weder den Arbeitern noch der Gesamtheit im Allgemeinen irgendwelchen Nutzen bringe, und entsprechend den vielen Entlassungen, die sie zur Folge habe, erzeuge sie eine „Angstpsychose“ unter den Arbeitern und neige sie zu einer Entmutigung der Gewerkschaftsbewegung.

Industrieverbände.

Dies ist eine Frage, die schon von einem früheren Kongreß behandelt wurde und Veranlassung zu einer gründlichen Untersuchung seitens des Allgemeinen Rates gegeben hat, welcher entschieden größere Verschmelzungen befürwortete und praktische Anregungen zu deren Durchführung gab. Wenn auch nur mit einer knappen Mehrheit wurde jedoch eine Entschließung, die einen Ausschuß verlangte, der sich mit der Frage der Reorganisierung in den wesentlichen Industrien auf der Grundlage eines einzigen Verbandes für eine Industrie beschäftigen sollte, hauptsächlich durch den Einfluß von Ernest Bevin verworfen, der Nachdruck auf die Schwierigkeiten einer genauen Umgrenzung der Industrien legte und grundsätzlich irgendeine „Vorschrift von Oben, auf welchem Wege die Gewerkschaftsbewegung sich entwickeln solle“, mißbilligte. Man vernahm jedoch einen energischen Ausdruck der Mißbilligung gegenüber „Splitterverbänden“, was eine wohlerwogene Absicht darstellt, vorhandene Verbände dieser Art zu beseitigen.

Sozialversicherung.

Es wurde von Arthur Hayday eine Entschließung vorgeschlagen und einstimmig angenommen, die darauf hinzielt, daß die Regierung ersucht werden sollte, eine Untersuchungskommission zu dem Zwecke, die verschiedenen Beitragsentwürfe zur Sozialversicherung zu fundieren und sich in dieselben zu vertiefen, einzuberufen, wobei die Verwaltung der Versicherung dann einem einzigen Departement zu übertragen wäre; die Kommission solle auch angewiesen werden, die verschiedenen nicht auf Beiträgen beruhenden sozialen Leistungen mit einer Prüfung ihrer möglichen Umgestaltung zu untersuchen. Die Auswirkung des Vorschlages würde darin bestehen, daß die sozialen Leistungen in ihrer Gesamtheit einer einzigen Verwaltung unterstellt würden. Hayday wies darauf hin, daß diese Zentralisierung die vorhandenen Unregelmäßigkeiten des sozialen Versicherungswesens beseitigen würde, obwohl sie möglicherweise zur Aufhebung der gewerkschaftlichen Verwaltung der staatlichen Arbeitslosenversicherung führen könne. Sie würde indessen die gesamte Gesetzgebung hinwegfegen, die gegenwärtig die Opfer des industriellen Systems zermalmte.

Die vielen den Arbeitslosen auferlegten Mühsale, um sie zu zwingen, zu beweisen, daß sie sich wirklich um Arbeit bemühen, wurden kürzlich eingehend in der Arbeiterpresse besprochen. Da sich indessen die Regierung mit der Angelegenheit befassen soll, sobald sie den Bericht des Staatskomitees erhält, das gegenwärtig die Frage der Verwaltung der Arbeitslosen-Unterstützung untersucht, wurde keine Entschließung auf dem Kongreß behandelt. Margaret Bondfield, Arbeitsminister, hofft, Mitte Oktober im Besitz des Komiteeberichtes zu sein.

Spaltungsumtriebe der Kommunisten.

Eine auf dem Kongreß von Swansea im vergangenen Jahre angenommene Entschließung empfahl eine hierauf bezügliche Nachprüfung, und die daraufhin veranlaßte Untersuchung „ließ keinen Zweifel zu, daß die Kommunistische Internationale, die Rote Gewerkschaftsinternationale, die Kommunistische Partei Großbritanniens und die Landesminderheitenbewegung mit Vorbedacht einen Spaltungseinfluß ausgeübt hatten“. Andere ergänzende Bewegungen, von denen sich erwies, daß sie in der gleichen Richtung tätig seien, waren die Organisation des nationalen Komitees arbeitsloser Arbeiter und die Internationale Hilfe für Gefangene im Klassenkampf. Genosse Citrine, der diesen Teil des Berichtes verteidigte, bezeichnete es als eine Tatsache, daß die britische Gewerkschaftsbewegung erstaunlich geduldig und duldsam in ihrer Haltung gegenüber diesen zersetzenden Elementen gewesen sei. „In Amerika und auf dem Festland“, so fügte er hinzu, „blickt man mit Erstaunen auf das, was man als unsere Leichtgläubigkeit bezeichnet“. Genosse Citrine betonte, daß nicht eine einzige Zeile des Abschnittes des Berichtes über das Spaltungswerk widerlegt werden könnte. Dem Abschnitt wurde mit einer sehr großen Mehrheit zugestimmt.

Die anderen angenommenen Entschließungen bezogen sich u. a. auf den bezahlten Urlaub, die Ernennung eines Ausschusses zur Untersuchung der Beziehung zwischen Industrie und Finanzwesen, die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen mit Rußland und eine Untersuchung seitens des Generalrates des Gewerkschaftsbundes über den Index der Lebenshaltungskosten (wovon behauptet wurde, daß er ungenau sei).

In einer nicht-öffentlichen Sitzung wurde ein wichtiger Beschluß hinsichtlich des „Daily Herald“ gefaßt. Mit fast 3½ Millionen gegen 47 000 Stimmen wurde ein Entwurf angenommen, um das Blatt „hinsichtlich seiner Größe und Verbreitung jedem anderen im Lande gleichwertig“ zu machen.

Genosse Sassenbach, Generalsekretär des Internationalen Gewerkschaftsbundes, wies in seiner Ansprache auf die sehr freundschaftlichen Beziehungen hin, die nunmehr zwischen dem I. G. B. und den englischen Gewerkschaften bestehen und die ein nützliches Zusammenarbeiten gewährleisten; er betonte die Notwendigkeit internationaler Zusammenarbeit wegen des Kampfes gegen internationale Kartelle und Trusts und erläuterte die Pläne des I. G. B. hinsichtlich umfassenderer Propaganda wobei er auch die für das nächste Jahr beabsichtigte Entsendung einer Delegation nach dem Fernen Osten streifte.

Die Mitglieder des Allgemeinen Rates wurden sämtlich mit Ausnahme von drei wiedergewählt, die Mitglieder der Regierung geworden waren, nämlich J. H. Thomas, Ben Turner und Margaret Bondfield; an deren Stelle traten C. T. Cramp (Landesverband der Eisenbahner), A. Shaw (Textilarbeiterverband) und Fräulein A. Loughlin (Verband der Arbeiterinnen).

I. G. B.

Kongreß des Niederländischen Gewerkschaftsbundes

Vom 9. bis 12. September fand in Rotterdam der 14. Kongreß des an den Internationalen Gewerkschaftsbund angeschlossenen Niederländischen Gewerkschaftsbundes statt.

Der Kongreß stand im Zeichen des Aufblühens und der starken Position der freigewerkschaftlichen Bewegung. Wie der Vorsitzende Kupers in seiner Eröffnungsrede mitteilte, bildete der vorige Kongreß, nämlich der des Jahres 1926, den Abschluß einer schwierigen Periode. Seither hat die Mitgliederzahl des Niederländischen Gewerkschaftsbundes ständig zugenommen, und die Gewerkschaftsbewegung konnte wieder zum Angriff übergehen. Die Gesamtzunahme im Jahre 1928, nämlich 15 000 Mitglieder, übertraf bereits die irgendeines Normaljahres der Vergangenheit. Das Jahr 1929 scheint jedoch Alles in den Schatten zu stellen: Im ersten Halbjahr nahm die Mitgliederzahl um nicht weniger als 22 000 zu, sodaß sie am 1. Juli 242 000 betrug. Sicherlich hat sie jetzt die Viertelmillion schon erreicht, sodaß der im Jahre 1920 erreichte Höhepunkt von 259 000 Mitgliedern wohl bald wieder eingeholt sein wird. Die Finanzlage der Gewerkschaften ist ausgezeichnet.

Das im Einvernehmen zwischen den Vorständen von Landeszentrale und sozialdemokratischer Partei aufgestellte Dringlichkeitsprogramm wurde einstimmig angenommen. Das Programm weist u. a. folgende Punkte auf: Vollständige Durchführung der gesetzlich geregelten 48-Stundenwoche für alle Arbeiter, auch für das Personal im öffentlichen Dienst und der Eisenbahnen; Ratifizierung des Washingtoner Achtstundentagsabkommens und der übrigen Abkommen; gesetzliche Urlaubsregelung für alle Arbeitnehmer mit einer besonderen Regelung für jugendliche Personen; besonderen Schutz der Heimarbeiter; Arbeitsgesetzgebung für die Landarbeit, Mindestlöhne für Landarbeiter; Mitbestimmungsrecht und Betriebsverfassung; Abrüstung; sowie verschiedene sozialpolitische Forderungen.

Sekretär Van de Walle hielt einen Vortrag über das Organisationsproblem. In seinen Leitsätzen machte der Redner darauf aufmerksam, daß es erwünscht sei, im Hinblick auf die größere Machtbildung der Arbeitgeberverbände und die Konzentration der Betriebe die wirtschaftliche Organisation der Arbeiter möglichst weitgehend auf den Betrieb aufzubauen. Um die Entwicklung zum Industrieverband nach Möglichkeit zu fördern, sei es wünschenswert, daß Verbände, die die gleiche Industrie umfassen, ein möglichst weitgehendes Einvernehmen hinsichtlich Gleichartigkeit der Arbeitsbedingungen, der Unterstützung bei Krankheit, Arbeitslosigkeit, Streik und Aussperrung, der Erfüllung von Tarifverträgen, der gleichen Art der Förderung des Mitbestimmungsrechtes im Betriebe und der Regelung der Grenzstreitigkeiten herstellen.

Mit dem Vorstand des Niederländischen Gewerkschaftsbundes müßten die Gewerkschaften wegen der Durchführung von Aktionen sich rechtzeitig ins Einvernehmen setzen. — Hinsichtlich der Streitigkeiten zwischen Gewerkschaften beschloß der Kongreß, daß dieselben nötigenfalls einer Schlichtungsinstanz vorgelegt werden müssen.



Ein Radiowecker erfunden

Der Leiter der Berliner Versuchsstelle für Fernmeldewesen der Polizei, Polizeihauptmann Dr. Ristow, hat einen Radiowecker konstruiert, der an jede Funkanlage angeschlossen werden kann. Der Vorteil dieser sehr wichtigen Erfindung liegt darin, daß sie den Funker einer Empfangsstation an den Apparat ruft, d. h. daß der Funker — ohne ständig am Apparat sitzen zu müssen — doch alle Sendungen aufnehmen kann. — Unsere Aufnahme zeigt den Erfinder mit seinem Radiowecker.

Noordhoff, der Vorsitzende des Zentralverbandes niederländischer Beamten, hielt einen Vortrag zu der Frage des Personals im Oeffentlichen Dienst in seinem Verhältnis zur Arbeiterbewegung. In seinen Leitsätzen folgerte der Redner, daß der Einfluß der freigewerkschaftlichen Arbeiterbewegung auf die Beamten mehr und mehr zunimmt. Die Regierung trachte jedoch, durch allerlei Mittel die Machtbildung der Beamten zu verhindern. Die Umstände führen dazu, daß die Macht der politisch nicht zur Verantwortung ziehbaren Regierungsbeamten und der halbamtlichen Kollegien stets mehr zunehme, während die gesellschaftliche Entwicklung andererseits zur Folge habe, daß die Landeszentrale mehr und mehr auf Einvernehmen mit diesen Beamten angewiesen werde. Die Aufgabe der freigewerkschaftlichen Arbeiterbewegung werde darin bestehen müssen, den Uebergang von der bürgerlichen Rechtsordnung zu der des Volksstaates, der sich jetzt zuweilen stoßweise vollziehe, so ruhig wie möglich stattfinden zu lassen. Dazu müsse namentlich ihr Anhang unter den Beamten verstärkt werden, deren Lebensstellung so zu regeln sei, daß sie sich mit uneingeschränkter Hingabe der Ausübung ihrer Aufgabe als Diener der Gemeinschaft widmen können. — Der Kongreß stimmte den Leitsätzen von Noordhoff zu.

Nach Erörterung der Probleme der Frauenorganisierung, der Organisation für jugendliche Personen und der Arbeiterbildung hielt Dr. Van der Waerden einen Vortrag über Nationalisierung. Die Schlußfolgerungen, zu denen er hinsichtlich der Aufgabe und der Forderungen der freigewerkschaftlichen Bewegung gelangte, decken sich in der Hauptsache mit den im Wirtschaftsprogramm des J. G. B. niedergelegten Forderungen.

Dem Kongreß wohnte Jouhaux als Vertreter des Internationalen Gewerkschaftsbundes bei, während auch Delegierte der Gewerkschaftszentralen in Belgien, Dänemark und Deutschland sowie ein Vertreter der indonesischen Arbeiter zugegen waren.



Kattowitz — Welle 416,1

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes aus der Posener Kathedrale. 12.10: Konzert. 15.40: Vorträge. 17.25: Klavierkonzert. 18.35: Vorträge. 20.30: Uebertragung von Posen. Danach die Abendberichte und Tanzmusik.

Montag. 16.20: Schallplattenkonzert. 18.00: Konzertübertragung aus Krakau. 19.20: Vorträge. 20.30: Abendprogramm von Warschau.

Warschau — Welle 1415

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes aus der Posener Kathedrale. 15.00: Schallplattenkonzert. 16.00: Vortrag. 16.20: Von Kattowitz. 16.40: Vortrag. 17.00: Konzert. 18.35: Vorträge. 20.30: Volkstümliches Konzert. 22.00: Die Abendnachrichten und danach Tanzmusik.

Montag. 12.05: Konzert auf Schallplatten. 16.30: Vortrag. 16.40: Schallplattenkonzert. 17.25: Vorträge. 18.00 Unterhaltungskonzert. 20.05: Französisch. 20.30: Operette, Abendberichte.

Gleiwitz Welle 325. Breslau Welle 253

Sonntag. 8.45: Uebertrag. des Glockengeläuts der Christuskirche. 9.00: Morgenkonzert auf Schallplatten. 11.00: Evangelische Morgenfeier. 12.00: Uebertragung aus Gleiwitz: Mittagskonzert. 14.00: Rätselfunk. 14.10: Philatelie. 14.35: Schachfunk. 15.00: Stunde des Landwirts. 15.25: Kinderstunde. 15.50: Zur Unterhaltung (Schallplatten). 16.35: Uebertragung aus Gleiwitz: Grenzland Oberschlesien. 17.00: Uebertragung aus Gleiwitz: Jungoberschlesische Komponistenstunde. 18.15: Welt und Wanderung. 18.40: Staatskunde. 19.05: Für die Landwirtschaft. — Flötenkonzert. 19.50: Was nicht im Baedeker steht: Ueber Paris. 20.15: Abendunterhaltung mit Joseph Plaut. 22.10: Die Abendberichte. 22.35—24.00: Tanzmusik des Funk-Jazzorchesters.

Montag. 16.00: Uebertragung aus Gleiwitz: Volkskunde. 16.30: Debussy und der Impressionismus. 17.30: Musikfunk für Kinder. 18.15: Stunde mit Büchern. 18.40: Hans Bredow-Schule: Handelslehre. 19.05: Für die Landwirtschaft. — Aus italienischen Opern. 20.05: Hans Bredow-Schule, Kulturgeschichte. 20.30: Im Bahnhof der Breslauer Straßenbahn. 21.15: U. S. A., Empfindsame Phonographien. 20.10: Die Abendberichte. 22.35: Beantwortung funktechnischer Anfragen.

Rätsel-Ecke

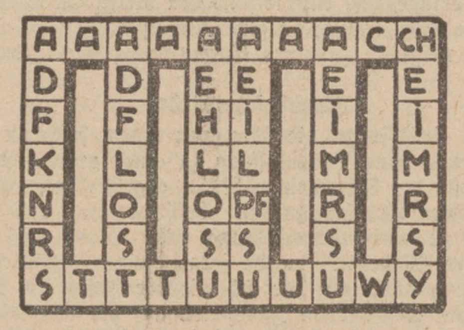
Kreuzworträtsel



Wagerecht: 1. Singstimme, 3. italienische Tonstufe, 4. Abkürzung für „außer Dienst", 6. italienische Tonstufe, 7. Nebenfluß der Donau, 8. germanische Gottheit, 9. Papstname, 10. Baum, 12. Präposition, 13. Fürwort, 14. Handelsbezeichnung, 15. Fluß in Italien, 16. Präposition.

Senkrecht: 1. Figur aus der griechischen Sage, 2. französischer Artikel, 5. Fluß in Rußland, 7. Figur aus einer Oper von Wagner, 8. lateinische Bezeichnung für „Luft", 9. Fluß in Sibirien, 11. Raubvogel, 12. kleinster Bestandteil, 14. Hundeart.

Figurenrätsel



Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die obere und die untere Querreihe — fortlaufend gelesen — eine Szene aus Schillers „Wilhelm Tell" ergeben. Die senkrechten Reihen bedeuten: 1. Vogel, 2. weiblicher Vorname, 3. Jäger, 4. indische Gottheit, 5. Stadt in Baden, 6. Quellfluß des Amazonenstromes.

Auflösung des Silbenrätsels

Arbeiter! Auf zur Einigkeit. Erwacht zum Selbstvertrauen. Dann könnt Ihr kraftbewußt in die Zukunft schauen.

1. Albert. 2. Ruin. 3. Baldrian. 4. Eskadron. 5. Iwan. 6. Tarnowitz. 7. Einkommen. 8. Rüböl. 9. Arena. 10. Ulan. 11. Flöte. 12. Zürich. 13 Urahn. 14. Rohrdommel. 15. Elektriker. 16. imprägnieren. 17. Notar. 18. Impfung. 19. Guitarre. 20. Karbid. 21. Erle. 22. Ingwer. 23. Tumult. 24. Eros. 25. Riese. 26. Wetterleuchten. 27. Alligation. 28. Chronoskop. 29. Tender. 30. Zweihundert. 31. Urteil. 32. März. 33. Serum. 34. Erika. 35. Luxus. 36. Brunhilde. 37. Stottern. 38. Trittbrett. 39. Vorschuß. 40. Ezechiel. 41. Ruda. 42. Titus. 43. Röteln. 44. Arznei. 45. Uhr.

Versammlungskalender

Mitgliederversammlung des Vereins der Bergbauindustriearbeiter in Polnisch-Oberschlesien am 22. September 1929.

Ober-Lazisk. Vormittags 9½ Uhr, bei Mucha. Ref. Nietsch.

Schwientochlowitz. Vormittags 9½ Uhr, Ref. Koll. Jonas.

Lipine. Vormittags 9½ Uhr, bei Machon, Referent: Kam. Ritzmann.

Rydultau. Vormittags 10 Uhr, Ref. Kam. Knappik.

Emmagrube. Nachmittags 3 Uhr, bei Barteczko, Referent: Knappik.

Orzesche u. Gostyn. Nachmittags 3 Uhr, Lokal Ornontowitz, Referent: Nietsch.

Knurow. Nachmittags 3 Uhr, Ref. zur Stelle.

Wochenplan der D. S. J. P. Kattowitz.

Sonntag, den 22. September, Abschiedsfahrt (Sodolla, Treffpunkt ½6 Uhr, Blücherplatz).

Sämtliche Veranstaltungen finden im Zentral-Hotel, Zimmer 15, um 8 Uhr statt.

Programm der D. S. J. P. Königshütte.

Sonnabend, den 21. September: Zusammenkunft der Roten Falken.

Kattowitz. (Ortsausschuß.) Sonnabend, den 21. d. Mts., abends 7 Uhr, im Zentralhotel Kartellsitzung. Donnerstag, den 19. d. Mts., abends 7 Uhr, Vorstandssitzung. Pünktliches Erscheinen sämtlicher Delegierten dringend erwünscht.

Arbeitersängerbund. Am Sonntag, den 22. September 1929, vormittags 10 Uhr, im Zentralhotel Kattowitz Bundesvorstandssitzung mit Teilnahme der Herren Dirigenten, des Ausschusses und der Kontrollkommission. Zwecks Nachweises und Bericht für den Bundeskassierer werden die Vereinskassierer ersucht, ebenfalls zu erscheinen und ihre Kassenbücher mitzubringen.

Kattowitz. (Deutscher Transportarbeiterverband und Zentralverband der Maschinisten und Heizer.) Am Sonntag, den 22. September, vormittags 9½ Uhr findet im Zentralhotel eine gemeinsame Versammlung statt, zu der alle Mitglieder aus diesen Branchen eingeladen sind. Referent: Bezirksleiter Sowa.

Bismarckhütte. (Maschinisten u. Heizer.) Am Donnerstag, den 26. September, findet in unserem Versammlungslokal bei Brzezina die fällige Mitgliederversammlung statt.

Königshütte. (Metallarbeiter.) Am Sonntag, den 22. September d. Js., vormittags 10 Uhr, findet im Lesezimmer des „Dom Ludowy" eine Versammlung aller Interessenten für den Zeichennachhilfekursus statt. Es sollen die näheren Einzelheiten erledigt werden, wie u. a. die Beschaffung der Utensilien.

Michalkowitz. (D. S. A. P. und „Arbeiterwohlfahrt".) Sonntag, den 22. September, nachmittags 3 Uhr, bei Benke Mitgliederversammlung. Alle Parteigenossen und Gewerkschaftler, sowie deren Frauen sind willkommen. Referenten: Genossin Kowoll und Gen. Reima.

Rosdzin-Schoppinitz. Die D. S. A. P. veranstaltet am Sonntag, den 22. September, vormittags 9½ Uhr, im Lokal Pelke ihre Mitgliederversammlung. Vollzähliges Erscheinen aller Parteigenossen und Gewerkschaftskollegen erwünscht. Referent: Genosse Matzke.

Myslowitz. (Gesangverein „Freiheit".) Uebungsstunde findet am Sonntag, den 22. d. Mts, nachmittags 5 Uhr, im Vereinslokal Chylinski statt.

Nikolai. (Maschinisten und Heizer.) Am Sonntag, den 22. September, nachmittags 3½ Uhr, findet in unserem Versammlungslokal eine Mitgliederversammlung statt. Als Referent erscheint Bezirksleiter Sowa.

Orzesche. Die Mitgliederversammlung der D. S. A. P. und der Freien Gewerkschaften findet am Sonntag, den 22. September, nachmittags 3 Uhr, bei Grzegorczyk statt. Alle Genossen und Genossinnen sind freundlichst eingeladen. Referent: Genosse Matzke.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag und Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.